VI. Jahrg. Juli – August 1932 Nr. 7/8

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Burlingham . . . . . Kinderanalyse und Mutter
Klein . . . . . Die Neurose des Kindes
Schmideberg . . . . . Aus Kinderanalysen
I) Nägelbeißen
II) Paradoxe Reaktion auf das Gestatten der Onanie
III) Die Wirkung elterlicher Konflikte auf das Kind
IV) Patienten, die keine Freundlichkeit vertragen
Hitschmann . . . . . Kindheitskonflikte und Homosexualität
Buxbaum . . . . . Analytische Bemerkungen zur Montessori-Methode
Mülhause-Vogeler . . Wohin führt die Nackterziehung?
Pipal . . . . . Beim Lesen schöner Geschichten
Berichte

Preis dieses Heftes Mark 2·—

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Begründet von Heinrich Meng und Ernst Schneider

Herausgeber:

August Aichhorn
Wien V, Schönbrunnerstraße 110

Dr. Paul Federn
Wien VI, Köstlergasse 7

Anna Freud
Wien IX, Berggasse 19

Dr. Heinrich Meng
Frankfurt a. M. Marienstraße 15

Prof. Dr. Ernst Schneider
Stuttgart, Gänsheidestraße 47

Hans Zulliger
Ittingen bei Bern

Schriftleiter:

Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7

12 Hefte jährlich M. 10·—, schw. Frk. 12·50, österr. S 17·—
Einzelheft M. 1·— (schw. Frk. 1·25, österr. S 1·70)

Geschäftliche Zuschriften bitten wir zu richten an:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, In der Börse

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien":

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 191.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*	*s'Gravenhage 142.248*	*hfl. 6·—*
Stockholm 44.49	*schw. Kr. 9·—*	*Kjöbenhavn 24.932*	*dän. Kr. 9·—*

Demnächst erscheinende Sonderhefte:

Erziehungsberatung — Die Angst des Kindes — Psychoanalytische Heilpädagogik im Kindergarten

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

VI. Jahrgang Juli-August 1932 Heft 7/8

Kinderanalyse und Mutter

Von Dorothy Burlingham

Die technischen Schwierigkeiten sind bei der Analyse eines Kindes größer als bei der Analyse des Erwachsenen. Verschiedene psychoanalytische Veröffentlichungen der letzten Jahre haben sich bemüht, diese Schwierigkeiten ausführlich aufzuzählen und zu schildern: die geringere sprachliche Ausdrucksfähigkeit des Kindes und damit die Veränderung der Ausdrucksmittel in der Analyse, die Unfertigkeit der Neurose, die Unterschiede in der Verwendbarkeit der Übertragung, die Einschaltung einer vorbereitenden Periode, die innere und äußere Abhängigkeit von den Eltern und dadurch die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit mit den Eltern während der Zeit der analytischen Beeinflussung. Die letztgenannte Schwierigkeit bildet das Thema dieser Arbeit. Es ist für den Analytiker nicht einfach, sich für die Dauer einer ganzen Analyse der Mitarbeit der Eltern zu versichern. Wo immer ihm die Lösung dieser Aufgabe aber nicht gelingt, kann die Behandlung des betreffenden Kindes vorzeitig und gewaltsam abgebrochen werden.

Wir lernen in unserer Eigenschaft als Kinderanalytiker zwei Typen im Verhalten der Eltern kennen. (Ich beschränke mich im folgenden auf die Schilderung der Mütter, mit denen man im allgemeinen mehr zu tun hat als mit den Vätern.) Den einen Typus zeigen die Mütter, die etwas von der Psychoanalyse wissen, die vielleicht sogar selbst in Analyse waren und sich aus diesem Grunde die analytische Behandlung des Kindes wünschen. Diese Mütter sind leichter zu behandeln, weil sie den Vorgängen in der Analyse mit Verständnis gegenüberstehen.

Schwierigkeiten mit ihnen ergeben sich aber überall dort, wo sie es trotz ihres Verständnisses nicht über sich bringen, den Rat des Analytikers zu befolgen. Schwierigkeiten ergeben sich auch, wenn die Mutter gleichzeitig mit der Analyse des Kindes ihre Analyse durchmacht und ihre eigenen analytischen Widerstände auf die Behandlung des Kindes überträgt. Den zweiten Typus zeigen Mütter, die wenig oder gar nichts

INTERNATIONAL PSYCHOANALYTIC UNIVERSITY
DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

von Psychoanalyse wissen und die Kinderanalyse nur wie jede andere Spezialbehandlung aufsuchen. Ihre Widerstände sind unvermeidlich, auch wenn sie sich die größte Mühe geben, sie zu überwinden. Man muß die Arbeit mit ihnen als einen Teil der therapeutischen Arbeit ansehen, muß mit ihnen rechnen, ihr Interesse zu gewinnen suchen. Der ganze Erfolg einer Kinderanalyse hängt unter Umständen davon ab, daß der Analytiker weiß, was er der Mutter zumuten kann, in welcher Dosis und in welchen Abständen sie bereit ist, die Ergebnisse der Analyse ihres Kindes zu akzeptieren.

Die Mutter eines kindlichen Patienten hat es in der Hand, dem Analytiker unzählige Schwierigkeiten zu bereiten. Bei scheinbarer äußerer Übereinstimmung mit ihm kann sie ihm doch auf Schritt und Tritt Hindernisse in den Weg legen. Sie sieht etwa nicht darauf, daß das Kind pünktlich zu seiner Stunde gebracht wird, sie benützt oberflächliche Ausreden, um Stunden ausfallen zu lassen. Sie äußert sich vor dem Kind in unbedachter Weise über die Analyse im allgemeinen oder über die Behandlung selbst und läßt durchblicken, daß sie nicht recht an einen Erfolg glauben kann. Sie macht sich über die Analyse lustig und behandelt sie als etwas Komisches. Andere Mütter wieder erwarten eine Wunderwirkung und versäumen keine Gelegenheit, dem Kind vorzuhalten, es sei doch in Analyse, müßte sich also längst gebessert haben. Wenn es etwa dem Analytiker während seiner Arbeit mit vieler Mühe gelungen ist, das Kind zu einem besseren Verständnis des Verhaltens der Mutter zu führen, dann benimmt sich dieselbe Mutter bei nächster Gelegenheit so, daß dem Kind alle analytischen Erklärungsversuche als Unsinn erscheinen müssen. Der Analytiker beweist z. B. dem Kind, daß es sich nur aus neurotischen Gründen als ungeliebt vorkommt, daß es in Wirklichkeit von seiner Mutter geliebt wird; gerade diesen Zeitpunkt aber sucht sich die Mutter aus, um das Kind hart und ungerecht zu behandeln. Oder es gelingt dem Analytiker, das Kind von seiner Mutterfixierung zu lösen; die Mutter aber beantwortet schon seine ersten Versuche, sich anderen Liebesobjekten zuzuwenden, mit Ausbrüchen von Eifersucht. Die Analyse gräbt in mühevoller Arbeit die verdrängte Aggression des Kindes gegen die Mutter aus; die Mutter aber reagiert auf die Wiederbelebung jeder derartigen Regung so heftig, daß das Kind sofort wieder in den früheren gehemmten Zustand zurückgeschreckt wird. Der Analytiker bittet vielleicht die Mutter, sich zu einer bestimmten kritischen Zeit dem Kind gegenüber in einer bestimmten Weise zu verhalten. Dann ist die Mutter entweder nicht imstande, den Rat zu befolgen oder sie übertreibt ihre Folgsamkeit derart, daß von der erwarteten Wirkung keine Rede mehr sein kann. — Das wären nur einige Beispiele für die Möglichkeiten von direkter Störung der Kinderanalyse durch die Mutter. Zu ihnen kommen noch die gewiß nicht weniger wichtigen indirekten Methoden der Störung.

Für den Analytiker bedeutet die Mutter ein Stück aus der Außenwelt des kleinen Patienten. Er weiß, noch ehe er sich mit dem Kind beschäftigt

hat, daß die Eltern notwendigerweise einen Anteil an der Neurosenbildung gehabt haben müssen, daß der Krankheitsprozeß nicht ausschließlich im Inneren des Kindes vor sich gegangen ist, sondern in der Familienatmosphäre, man kann in den meisten Fällen sagen: in den Familienkonflikten, Nahrung und Unterstützung gefunden hat. Der Analytiker weiß, daß es für die Analyse des Kindes eine große Rolle spielt, ob die Weltanschauung der Eltern eine engherzig-konservative ist, oder ob sie fortschrittlich und aufklärerisch gesinnt sind. Der Analytiker muß wissen, wie die Eltern zur Frage der Religiosität stehen. Eine Mutter, für die ihr Glaube in den Schwierigkeiten ihres eigenen Lebens die wichtigste Hilfe und Zuflucht bedeutet, wird mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote stehen, dafür kämpfen, ihn auch ihrem Kind zu erhalten. Dasselbe stimmt in noch größerem Ausmaß für die Frage der Sexualität. Die sexuelle Erziehung des Kindes, die Verbote, die ihm erteilt wurden, die Strenge, die dabei angewendet wurde, spiegelt die Einstellung der Mutter zu ihrem eigenen Geschlechtsleben wider. Hier leistet sie dem Analytiker den energischesten Widerstand. Die Ansichten über die Sexualität, die sie jetzt ändern soll, sind ihr in ihrer eigenen Kindheit eingepflanzt worden, sie hat einen großen Teil ihrer Energie darauf verwendet, sie in sich aufrechtzuerhalten und hat sich durch keine Mühe davon abhalten lassen, sie auf ihr Kind zu übertragen. Das Wesen der Mutter ist der Niederschlag ihrer eigenen alten Schwierigkeiten und Konflikte; man muß erwarten, daß das Wesen des Kindes, ob durch Identifizierung oder durch Reaktion darauf, weitgehend von ihm beeinflußt wird. Der Analytiker weiß, daß das Unbewußte der Mutter und des Kindes in einer geheimen Verbindung miteinander stehen und daß die Bedeutung dieser unbewußten Beeinflussung des Kindes, die in manchen Fällen einen fast übernatürlichen Eindruck macht, von unserem heutigen Verständnis noch nicht voll erfaßt wird. Wo immer der Analytiker beim Kind diesen übermäßigen Kontakt mit der Mutter vorfindet, kann er sicher sein, einen unbekannten Faktor mehr für seine Analyse zu bekommen, der ihm die exakte Arbeit sehr erschweren wird. — . . . Der Kinderanalytiker, dem alle diese Möglichkeiten vor Augen stehen, wird darum von Anfang an der Mutter seines Patienten Interesse und Aufmerksamkeit zuwenden. Er wird sich fragen, ob diese Mutter eine unmittelbare Objektbeziehung zu ihrem Kind hat oder ob sie es nur dazu verwendet, ihre sonstigen Gefühlsregungen an ihm auszuleben und zu befriedigen. Er versucht abzuschätzen, ob diese Mutter zur Mitarbeit brauchbar sein wird, ob es möglich sein wird, sie zu beeinflussen, sie etwas über ihr Kind zu lehren und ihr am Ende die Erziehungsarbeit, für die die Analyse inzwischen den Boden bereitet haben wird, wieder zu übergeben, oder ob er hier vielleicht eine jener Mütter vor sich hat, die sich als unbeeinflußbar erweisen, die bei der ersten unvermeidlichen Schwierigkeit Stellung gegen die Analyse nehmen und gegen die man sich während der ganzen Dauer der Behandlung wie gegen einen Feind zu wehren hat. . . Es ist bei näherer Betrachtung dieser

Verhältnisse kaum erstaunlich, daß Kinderanalytiker bereit sind, die Mütter ihrer Patienten zu verwünschen.

Es ist aber vielleicht der Mühe wert, sich im Gegensatz dazu auch mit der anderen Seite, mit dem inneren Zustand der Mutter, die ihr Kind zur analytischen Behandlung bringt, näher zu beschäftigen. Sie entschließt sich zu diesem Schritt, nachdem sie alle erdenklichen anderen Mittel und Wege erfolglos ausprobiert hat. Sie wendet sich schließlich an den Analytiker, weil sie ohne fremde Hilfe nichts mehr mit ihrem Kind anzufangen weiß. Sie ist nicht nur erleichtert, endlich jemanden gefunden zu haben, der ihr helfen wird, es liegt ihr auch wirklich daran, die Symptome und Schwierigkeiten des Kindes, die sie erkannt hat und über die sie beunruhigt ist, verschwinden zu sehen. Erst wenn die Analyse im Gang ist, schlägt ihre Stimmung um. Sie merkt mit Erstaunen und Schrecken, daß die Analyse nicht bei der von ihr ersehnten Beseitigung der Symptome stehen bleibt. Der Analytiker interessiert sich für alle möglichen Dinge, die sie viel lieber mit Stillschweigen übergehen würde. Sie merkt plötzlich, daß das Benehmen des Kindes, ja sogar sein Verhalten ihr gegenüber sich verändert. Sie fühlt, wie ihre eigene Person mit in die Analyse hineingezogen wird. Was sie für ihr Kind fühlt, wie sie es behandelt, was sie zu ihm sagt, wie sie es sagt, ihre Stimmungen und Launen, all das wird von analytischen Gesichtspunkten aus studiert und untersucht. Schon das ist schwer genug zu ertragen; es wird unerträglich, wenn sie merkt, daß die Analyse auch vor ihrem intimsten Privatleben und ihren eigenen Beziehungen zu den ihr Nahestehenden nicht haltmacht. Sie kann verstehen, daß der Analytiker alles, was das Kind betrifft, als Material für seine Arbeit braucht, aber wenn er an ihr Privatleben rührt, scheint es ihr doch, daß er zu weit geht. Sie sieht nicht ein, warum sie sich solche Eingriffe gefallen lassen muß und beginnt sich zu wehren. Es ist nur natürlich, daß sie sich verletzt, kritisiert und mißverstanden fühlt. Dazu kommt noch ihre Eifersucht auf all das Interesse, das der Analytiker dem Kind zuwendet. Sie war es ja, die am schwersten unter der Abnormität des Kindes zu leiden gehabt hat, jetzt ist es aber das Kind, dem alle Hilfe und alles Mitgefühl zuströmt. Sie wird beiseite geschoben, ihre Lage wird erschwert statt erleichtert zu werden. Und außerdem fühlt sie, wie ihr Kind ihr entgleitet, wie es beginnt, einen Fremden mehr zu lieben als sie, und sich in allen seinen Schwierigkeiten an ihn zu wenden statt an sie, die bisher seine einzige Zuflucht war. Daß dieser Fremde wirklich mehr von ihrem Kind versteht als sie selbst, kann ihr kaum ein tröstlicher Gedanke sein, verstärkt nur ihr Gefühl der Demütigung. Das Ärgste für sie ist dann, daß das Kind beginnt, sie, seine Mutter, mit ganz neuen Augen anzusehen, ihre Person, ihre Handlungen, ja sogar ihre Gedanken gemeinsam mit seinem neuen Vertrauten, dem Analytiker, zu kritisieren . . . Es ist vielleicht auch hier bei näherer Betrachtung der Verhältnisse nicht so erstaunlich, daß die Mütter mit den Analytikern ihrer Kinder in Konflikt geraten und

daß Kinderanalysen durch ein plötzliches feindseliges Dazwischentreten der Eltern gelegentlich vorzeitig abgebrochen werden.

Es gibt in den vorhandenen Techniken der Kinderanalyse verschiedene Maßnahmen, um diesen Schwierigkeiten zu begegnen. Manche Analytiker helfen sich damit, daß sie sich um die Eltern überhaupt nicht kümmern und die analytische Arbeit ganz auf das Kind, auf die Deutung seiner unbewußten Äußerungen und auf die Übertragungssituation beschränken. Das tägliche Leben des Kindes und seine Reaktionen auf seine Umgebung haben nur dann einen Platz in der Analyse, wenn sie in der analytischen Stunde selbst als Material auftauchen. Der Analytiker sucht keine Beziehungen zu den Eltern und vermeidet es, mit ihnen über das Kind zu sprechen. Andere Analytiker trachten, wenn die äußeren Umstände es nur irgendwie erlauben, das Kind für die Dauer der Analyse von den Eltern zu entfernen und in einer mehr indifferenten Umgebung unterzubringen. Es kehrt erst nach seiner Herstellung in das Elternhaus zurück, wo ihm die Arbeit der Anpassung selbst überlassen bleibt. Die dritte Methode besteht darin, die Außenwelt des Kindes, seine Eltern und sein Verhalten ihnen gegenüber mit in die Analyse hineinzuziehen. Die Beziehung des Kindes zu den Eltern, wie sie sich im täglichen Leben ausdrückt, wird als Material der Analyse verwendet. Außerdem aber gibt der Analytiker den Eltern auch Einblick in die Analyse des Kindes, läßt sie die Fortschritte seines Verständnisses miterleben, begleitet die eintretenden Veränderungen mit seinen Erklärungen und lehrt sie so, den inneren Mechanismus der Erkrankung des Kindes und die Chancen seiner Herstellung verstehen. Er legt den Eltern auf diese Weise nahe, gegen innere und äußere Momente, die die Neurose des Kindes begünstigen, anzukämpfen und setzt sie in Stand, den wieder hergestellten Patienten so zu behandeln, daß er auf dem Weg zur normalen Entwicklung festgehalten und nicht durch Wiederholung der früheren Erziehungsfehler in schon überwundene Reaktionsweisen von neuem hineingezwungen wird.

Jede dieser drei Methoden hat ihre Vor- und Nachteile. Ich wiederhole noch einmal: es ist nicht möglich, eine Kinderanalyse ganz ohne Mitarbeit der Eltern auszuführen, sie haben die Macht, die Behandlung jederzeit zu unterbrechen, jederzeit zu stören und sie haben es in der Hand, nach Vollendung der Behandlung ihre Ergebnisse durch neue Einschränkungen, die sie dem Kind auferlegen, ernstlich in Frage zu stellen. Wenn ein Erwachsener seine Analyse beendet, seine Symptome oder Hemmungen verloren hat, so weiß er, was er mit seinen wiedergewonnenen Fähigkeiten anfangen kann. Das Kind in der gleichen Lage braucht, eben weil es noch ein Kind ist, Leitung und Hilfe, um seine Möglichkeiten auszunützen. Diese Situation unterscheidet sich an sich in nichts von der normalen Situation des Kindes, das mitten in seiner Entwicklung steht; die durch die vorherige Neurose gehemmte Entwicklung nimmt hier nur nach Beseitigung der Störung einen neuen Aufschwung. Bei der Bewertung der drei ge-

schilderten Methoden sollte dieser Gesichtspunkt der Weiterentwicklung des Kindes das Kriterium abgeben. Wie steht es bei der ersten Methode, bei der der Analytiker die Eltern des Patienten ignoriert, mit den Schwierigkeiten während der Behandlung und wie steht es mit der Anpassung des Kindes an seine Umgebung nach Beendigung der Analyse? Es erübrigt sich zu sagen, daß das Beiseitelassen der Eltern die Arbeit des Analytikers beträchtlich vereinfacht. Die Kinderanalyse ist auf jeden Fall schwierig genug, auch wenn man nicht noch eine neue Schwierigkeit zu den schon vorhandenen einführt. Der Analytiker ist überzeugt, daß das Kind symptomfrei werden wird, wenn es gelingt, seine unbewußten Regungen aufzudecken, sie zu deuten und den Mechanismus seiner Handlungen und Gedanken verständlich zu machen. Warum sollte er sich noch bemühen, auch die Mutter zu verstehen? Sie ist voll von Widerständen und jeder falsche Schritt ihr gegenüber bestraft sich wahrscheinlich durch eine Unterbrechung der Analyse des Kindes. Es scheint, daß man die Analyse mehr gefährdet, wenn man um die Mutter zu werben beginnt als wenn man sie von Anfang an aus dem Spiel läßt. Aber betrachten wir auch den Zustand des Kindes, das eine Analyse dieser Art durchgemacht hat. Wenn man mit ihm spricht, findet man, daß es imstande ist, über die bewußten und unbewußten Hintergründe aller seiner Handlungen Auskunft zu geben, wenn man es in seiner Umwelt beobachtet, wirkt es dagegen wie ein Fremdkörper, es hat keine rechte Beziehung zur Realität, es hat zwar seine Symptome verloren, aber es versteht nicht, das was es über sich erfahren hat auch im Leben anzuwenden. Soweit seine Symptome es früher unfähig gemacht haben, ist es jetzt ein verändertes, realitätsfähigeres Kind; soweit seine Symptome die Beziehung zu den Eltern gestört haben, ist diese Beziehung jetzt gebessert. Aber es lebt immer noch in derselben Atmosphäre, die vorher die Bildung seiner Neurose begünstigt hatte, es kämpft immer noch gegen die gleichen Regungen in sich selbst an, wenn auch jetzt mit weniger neurotischen Mechanismen. Die Bewältigung von Schwierigkeiten, die seine Umwelt ihm bietet, nimmt alle seine Kräfte in Anspruch. Es bleibt nur wenig Zeit übrig, um seine von neurotischen Hemmungen befreiten Fähigkeiten in neuer und konstruktiver Weise zu verwenden.

Wenn man nach der zweiten Methode vorgeht, und das Kind für die Dauer der Analyse aus dem Elternhause entfernt, so tritt die uns allen bekannte Erscheinung ein, daß die Symptome sich für eine gewisse Weile ermäßigen und erst wieder ihre volle Stärke erreichen, wenn das Kind eine Übertragung auf die neue Umgebung hergestellt hat. Man steht dann wieder vor derselben Wahl zwischen den verschiedenen Arten des Vorgehens, diesmal der Wahl, mit oder ohne Berücksichtigung der Pflegeeltern zu arbeiten. Es ist selbstverständlich, daß die Situation dabei eine weit günstigere geworden ist. Die wirklichen Eltern des Kindes waren vielleicht selbst so neurotisch, daß eine Analyse im Elternhaus unmöglich gewesen wäre, man war von Anfang an überzeugt, daß sie eine Analyse

des Kindes nicht aushalten und auf alle erdenkliche Weise stören würden. Die Pflegeeltern wären natürlich nicht ebenso neurotisch, würden auch nicht in derselben Weise auf das Kind reagieren wie die eigenen Eltern. In dieser weniger komplizierten Umgebung ist auch die Arbeit des Analytikers eine leichtere. Das Kind kann sich mit den Fortschritten seiner Analyse dieser eigens dazu ausgesuchten Umwelt leichter anpassen, kann den Hergang seiner Erkrankung, eventuell auch den Anteil seiner Eltern daran durchschauen lernen. Die Enttäuschung tritt erst ein, wenn der kleine Patient nach Beendigung der Behandlung in sein Elternhaus zurückkehren soll. Er hat sich in der weniger neurotischen Umgebung so viel wohler gefühlt, daß ihm die Anpassung an die alten Verhältnisse besonders schwer wird. Manche Kinder setzen es, um dieser Situation auszuweichen, mit Energie durch, daß man sie wieder vom Elternhaus fort in eine Schule schickt. Ihr Heim, das auch die alte Heimstätte ihrer Neurose ist, ist ihnen unerträglich geworden. Auch schon verschwundene Symptome pflegen nach einer solchen Rückkehr ins Elternhaus nicht selten wieder aufzutreten.

Die dritte Methode, die um die Mithilfe der Eltern bei der Behandlung des Kindes wirbt, ist weitaus die schwierigste. Der Analyse wird eine Komplikation hinzugefügt, die jeden Augenblick ihre Existenz bedrohen kann. Man entschließt sich von Anfang an, neben den Widerständen des Kindes auch die Widerstände der Eltern mit in Rechnung zu ziehen. Ich habe schon beschrieben, daß die Eifersucht, das Mißtrauen, der Unwillen der Mutter nur zu selbstverständlich sind. Wenn es auch für die Zwecke der Analyse geschieht, so ist es doch nicht zu leugnen, daß der Analytiker gewaltsam zwischen Mutter und Kind tritt. Sie fühlt ihre Stellung in höchstem Maße gefährdet und sie verteidigt ihre Rechte.

Aber es stimmt nicht, daß man keine Mittel in der Hand hat, um den Gefahren dieser Sachlage zu begegnen. Man muß der Mutter Ersatz für das bieten, was man ihr nimmt, man muß ihr zeigen, daß nicht nur das Kind, daß auch sie für den Analytiker eine wichtige Person ist. Man kann ihr einen Anteil an einer gemeinsamen Arbeit abtreten, sie fühlen lassen, daß alles ernst genommen wird, was sie über das Kind zu sagen hat. Man kann sie zu Beobachtungen über das häusliche Benehmen des Kindes, nicht nur seiner Handlungen, sondern der verschiedenen Schattierungen seines Benehmens ihr gegenüber anhalten. Sie soll fühlen, daß sie an dem Studium, an der Untersuchung, die im Gang ist, einen Anteil hat, ihr Interesse muß von dieser neuen Seite in Anspruch genommen werden. Auf diese Weise ergibt es sich von selbst, daß sie von sich erzählt, Vergleiche zwischen sich und ihrem Kind zieht und schließlich von dem Fortgang der Analyse ebenso gefangengenommen wird wie der Analytiker selbst. Der Wunsch, ihr Kind zu verstehen, geht leicht in den Wunsch über, auch mehr von sich selbst zu wissen, da das Kind ja oft ein Abbild ihrer Person ist, ihr Interesse für das Kind eine Fortsetzung

ihres narzißtischen Interesses. Der Analytiker hat noch einen anderen wichtigen Verbündeten im Innern der Mutter: ihr Schuldgefühl dem Kind gegenüber. Keine Mutter ist frei von diesem Schuldgefühl, sie ist überzeugt, daß sie mehr für ihr Kind hätte tun können, sie erinnert sich im Geheimen nur zu gut an alle Gelegenheiten, bei denen sie Fehler gemacht hat, sie möchte damit rechnen, daß der Analytiker ihr helfen wird, den Schaden wieder gut zu machen. Wenn man den Zugang zur Mutter auf diesen beiden Wegen sucht, wird einem die Herstellung einer guten Beziehung, die Sicherung der Analyse vor Angriffen von Seiten der Mutter, im besten Falle die wirkliche Hilfeleistung von ihrer Seite gelingen können. Ist man ihrer Mitarbeit einmal sicher, so macht es nur mehr geringere Schwierigkeiten, sie auch analytisch aufzuklären, sie so vorzubereiten, daß sie die verschiedenen Phasen, die das Kind in seiner Analyse durchläuft, ohne inneren Schock mitansehen kann. Wenn man sie Schritt für Schritt die Veränderungen sehen läßt, die sich durch die Befreiungsarbeit von der Neurose im Kind vollziehen, so erzieht man sie gleichzeitig dazu, das Kind bei der Unterbringung und Verarbeitung des Neugewonnenen zu unterstützen. Je näher der Analytiker dem Ende der Behandlung kommt, desto mehr liegt ihm daran zu wissen, daß jemand da ist, der imstande ist, dem Kind weiterzuhelfen, ihm die Arbeit der Anpassung an die Wirklichkeit zu erleichtern, und wieder sein wichtigstes Liebesobjekt zu werden, wenn die Übertragung auf den Analytiker vorbei ist. Diese Überleitung kann natürlich nur ein allmählicher Vorgang sein, der sich durch eine lange Periode der Analyse zieht, eine Vorbereitung, die schließlich zu diesem Ende führen soll.

Ich habe mich im bisher Gesagten bemüht, die Unterschiede zwischen den drei verschiedenen Methoden des Verhaltens zur Mutter festzustellen. Vielleicht ergibt sich daraus, wie der Analytiker sich zu Beginn dieser Beziehung zu benehmen hat. Wir erkennen die Schwierigkeiten der Mutter und die des Analytikers. Der Analytiker möchte vor allem die Behandlung in Gang bringen und vor Unterbrechungen gesichert wissen. Die Mutter möchte ebenfalls die Behandlung begonnen sehen, macht aber dabei einen inneren Vorbehalt: wenn sie mit dem Vorgehen in der Analyse nicht einverstanden ist, wenn der Erfolg nicht so ist, wie sie es erwartet oder — könnte man hinzusetzen — wenn ihr zu viel zugemutet wird, steht es ihr ja immer frei, das Kind wieder wegzunehmen. Sie hat natürlich keine Vorstellung davon, was es bedeutet, eine Analyse in der Mitte abzubrechen. Wie soll der Analytiker sich jetzt verhalten? Soll er mit der Wahl seiner Methode abwarten, bis er die Mutter einige Male gesehen und einen Eindruck von ihrer Persönlichkeit und ihrer wahrscheinlichen Einstellung zur Analyse bekommen hat? Er weiß, daß er bei der einmal beschlossenen Verhaltensweise bleiben muß, weil schon seine ersten Unterredungen mit der Mutter über den Platz, den er ihr in der Analyse des Kindes anweist, entscheiden. Soll man sich der Mutter gegenüber so verhalten, wie die Technik es dem erwachsenen Patienten gegenüber zu Beginn seiner Analyse

anrät: soll man sie auf alle Schwierigkeiten aufmerksam machen, die sich wahrscheinlich ergeben werden, die Art, wie die Analyse auf das Kind wirken wird, die Möglichkeit einer Verschlechterung seiner Symptome und seines Benehmens im Elternhause, die unumgängliche Notwendigkeit einer Aufklärung des Kindes über religiöse Dinge, über die Herkunft der Kinder, über das Geschlechtsleben der Erwachsenen, über die Onanie; soll man sie darauf vorbereiten, daß das Kind eine Übertragung auf den Analytiker machen und daß sie böse und eifersüchtig sein wird? Daß sie es sehr übelnehmen wird, wenn die Analyse nicht umhin kann, sich mit ihr und ihrem Privatleben zu beschäftigen? Darf man annehmen, daß irgendeine Mutter sich entschließen würde, ihr Kind in Analyse zu geben, wenn man ihr alle diese Dinge vorher erzählt? Oder soll man der Mutter einige Wochen Zeit lassen, sich erst an den Gedanken der Analyse zu gewöhnen, ehe man sie auf die kommenden Schwierigkeiten aufmerksam macht? Hat man mehr Aussicht, sie dann bei der Analyse des Kindes festzuhalten? Soll man der Mutter vielleicht im Anfang nur einiges mitteilen und sich dann Schritt für Schritt, wenn die Konflikte auftauchen, eingehender mit ihr beschäftigen, in der Hoffnung, daß inzwischen ihr Interesse für die Analyse und ihre positive Beziehung zum Analytiker stark genug geworden sind, um ihr bei der Überwindung der Widerstände zu helfen? Gibt es vielleicht Fälle, die zwar behandlungsbedürftig sind, die der Analytiker aber doch sofort abweisen sollte, weil er sieht, daß der Widerstand der Mutter gegen die Analyse zu groß, ihre Bindung an das Kind zu heftig ist, als daß sie die Analyse durchhalten könnte? Oder genügt es doch in solchen Fällen, Mutter und Kind für die Dauer der Analyse von einander zu trennen?

Ich unterlasse es, spezielle Beispiele anzuführen, weil ich meine, daß das meiste von dem Vorgebrachten ohnedies nicht neu ist. Im folgenden bringe ich nur einige kurze Illustrationen zu einigen Punkten des bisher Gesagten, die verschiedenen Fällen unserer Wiener Kinderanalytiker entstammen.

Ich nehme als erstes Beispiel eine Unterredung zwischen Mutter und Kinderanalytikerin nach einer mehrwöchentlichen Beobachtungsperiode, die über die Eignung des sechsjährigen Knaben zur analytischen Behandlung entscheiden sollte. Sie versucht, der Mutter zu erklären, daß das Kind an einer Neurose erkrankt ist und zeigt ihr gleichzeitig, in welcher Weise die Zwangsneurose des Kindes sich die von der Mutter geübte Erziehungsmethode zu Nutze macht. Die Mutter erzieht das Kind sehr streng, stellt sehr große Forderungen. Der Junge war als kleines Kind ganz in den Händen einer strengen Kinderfrau, die spielend mit ihm fertig wurde, so daß er immer brav war, fast nie weinte und schrie. Die Kinderfrau beherrschte ihn vollkommen. Wenn er z. B. einschlafen sollte, pflegte sie seinen Kopf solange mit ihrer Hand in die Kissen zu drücken, bis ihm die Augen zufielen. Nach dem Weggehen der Kinderfrau setzte die Mutter, die es nicht besser verstand, die so begonnene Erziehungsarbeit in derselben

Weise fort, und hoffte auf denselben Erfolg. Die Analytikerin erklärt der Mutter jetzt, wie schädlich all dieser Zwang für das Kind gewesen ist, wie unglücklich, ungeliebt und auch hinter den älteren Bruder zurückgesetzt es sich überhaupt fühlt. Die Mutter ist niedergedrückt und schuldbewußt, sieht in der Rückerinnerung, wie recht die Analytikerin hat, nimmt sich das Gesagte zu Herzen und beschließt, sich zu ändern. Sie beginnt plötzlich, das Kind mit Zärtlichkeiten zu überschütten, streichelt es, küßt es und kennt in ihrer Nachgiebigkeit keine Grenzen. Der Erfolg ist eine völlige Anarchie. Aus dem schüchternen, gehemmten Jungen wird ein Wildling. Er wird plötzlich eigensinnig, rechthaberisch und bekommt Anfälle von Jähzorn. Er will sich nicht anziehen, wirft sich in Wutausbrüchen auf den Boden, ißt nur mehr ganz ausgesuchte Lieblingsspeisen, und streitet endlos mit der Mutter über die einfachsten und notwendigsten täglichen Verrichtungen. Die Mutter, die ihrem Gefühl nach doch nur den Rat des Analytikers befolgt hat, hat inzwischen viel von ihrem Zutrauen zu ihm verloren, will nicht mehr glauben, daß er etwas von ihrem Kind versteht und imstande sein wird, die Symptome der Neurose zu beseitigen.

Eine andere Mutter bekommt in einem ähnlichen Gespräch mit der Analytikerin ihres kleinen Mädchens zu hören, wie sehr die zwangsneurotisch verarbeitete Aggression des Kindes durch ihr liebloses Verhalten ihm gegenüber gestärkt wird. Sie sagt als Antwort: „Wenn ich jetzt nach Hause gehe und das Kind sehr gern habe, glauben Sie nicht, daß dann auch die Krankheit wieder gut wird?“

Auch die vom Unbewußten determinierte Fehlhandlung einer Mutter kann den Analytiker in eine schwere Lage bringen. Die Mutter eines etwa zwölfjährigen Mädchens ruft den Analytiker in größter Aufregung an: ihr Kind hätte wieder etwas Schreckliches angestellt. Es sei ein Telegramm ins Haus gekommen, das Mädchen hätte es geöffnet, gelesen und zerrissen, um es vor der Mutter zu verheimlichen. Das Kind leugnet. Der Analytiker ist vorsichtig, möchte Beweise haben, daß die Beschuldigung der Mutter auch den Tatsachen entspricht. Die Mutter kann seine Zweifel nicht verstehen, beweist ihm, welche Ähnlichkeit dieser Vorfall mit ähnlichen Vergehen des neurotisch-verwahrlosten Kindes hat. Der Analytiker ist sich ganz klar darüber, wie sehr die Analyse an dieser Stelle durch eine falsche Verdächtigung von seiner Seite gestört werden würde. Er schlägt der Mutter vor, das Telegraphenamt anzurufen. Die Mutter folgt seinem Rat und bekommt die Auskunft, die Unterschrift auf der Empfangsbestätigung sehe aus wie eine Kinderhandschrift. Der Analytiker ist immer noch nicht befriedigt und schickt die Mutter auf das Telegraphenamt, um die Handschrift selber nachzusehen. Sie erkennt dort mit Schrecken ihre eigene Unterschrift. Sie muß das Telegramm in Empfang genommen, unterschrieben und vergessen haben. Die Deutung ist in diesem Falle nicht schwer. Der Mutter war aus ihr selbst unbewußten Gründen daran gelegen, das Kind vor den Augen des Analytikers ins Unrecht, sich selbst ins Recht zu setzen.

Ich bringe noch einige Beispiele für die Gegenseite, für die verständliche Besorgnis der Mütter darüber, was eigentlich in der Analyse mit ihren Kindern vor sich geht. Wir wissen alle, wie häufig erwachsene Patienten auf Grund analytischen Materials in der Außenwelt agieren, anstatt das Material in die Übertragung zu bringen. Bei Kindern ist das Agieren die Regel und gerade das einer der Gründe, warum der Kinderanalytiker die Vorgänge im Elternhaus im Auge behalten soll und ohne Informationen der Mutter schlecht auskommen kann. Die Übertragung ist weniger durchsichtig, der Erfolg der Deutungen zeigt sich oft nur in den Betätigungen im Elternhause. Die analysierte Mutter kann auf diese Weise unschwer die verschiedenen Phasen der analytischen Arbeit verfolgen; für die unanalysierte Mutter bedeuten die gleichen Aktionen das sichere Anzeichen einer vollkommenen Verderbnis des Kindes. Aber die auch analysierte Mutter findet es nicht immer leicht, ihre Fassung zu bewahren. Denken Sie sich zum Beispiel eine kleine Tafelrunde von Kindern beim Nachtmahl. Eines der Kinder, das mitten in seiner Analyse ist, hat die glänzende Idee, mit der Suppe, die gerade aufgetragen worden ist, zu gurgeln. Die andern Kinder tun begeistert mit. Die ins Zimmer tretende Mutter findet alle anwesenden Kinder in verschiedenen Stadien des Gurgelns. Einige von ihnen haben gerade die Köpfe weit zurückgebeugt und produzieren aus der Tiefe der Kehle wunderbare Gurgeltöne; andere spucken die Suppe eben in die Teller zurück, wieder andere ersticken fast in ihren Lachkrämpfen. Die Kinder unterhalten sich glänzend, aber es gibt kaum eine Mutter, die eine solche Szene ausschließlich lustig finden würde. Die Mutter berichtet den Vorfall dem Analytiker. Für ihn ist es eine interessante Bestätigung seiner Arbeit. Seine kleine Patientin befindet sich also wirklich beim Durcharbeiten der oralen Phase.

Ein anderes Kind, das im allgemeinen ziemlich gefügig ist, wird zu einer bestimmten Periode der Analyse plötzlich unlenkbar. Auf jede Anforderung antwortet sie mit einem einfachen „Ich mag nicht". Sie ist so eigenwillig, daß man sie entweder stundenlang in irgendeinem Winkel trotzen lassen oder mit Gewalt herausholen und zu allen Verrichtungen zwingen muß. Sie ist ein körperlich gut entwickeltes Kind und macht sich, wenn man sie heben will, so schwer, daß einer allein sie gar nicht tragen kann. Sie schwelgt in dem Gefühl ihrer Macht. Sie läßt sich die Stiegen hinauftragen, ins Bad und ins Bett heben. Dabei ist sie unbeschreiblich schmutzig und zerrauft, ihre Kleider sind voller Flecken, auch wenn sie noch so oft sauber angezogen wird. Ihre Tischmanieren sind unmöglich, das Essen rund um ihren Teller verstreut, ihr Gesicht verschmiert. Während dieser Zeit beschließt sie einmal mit einer kleinen Gruppe von Freunden und Freundinnen eine Theateraufführung zu inszenieren. Die Erwachsenen werden weggeschickt, damit die Überraschung größer ist. Es dauert sehr lange, die Erwachsenen kehren nach einer Weile ins Kinderzimmer zurück. Sie finden, daß die Kinder ganz an die Aufführung vergessen haben; die

kleine Patientin hat den Vorschlag gemacht, man solle sich schminken. Sie sind mitten im Bemalen, beschmieren sich gegenseitig die Arme, Beine und Gesichter, jedes Stückchen nackter Haut, das sie erreichen können. Es ist kein System dabei, nur ein Schwelgen im Schmieren. Auf dem Fußboden stehen Teiche von Farbe und Wasser, die Kleider, die die Kinder zusammengetragen haben, um sich zu kostümieren, liegen in der Nässe. Ich weiß sehr gut, daß alle Kinder Neigung zu solchen Dingen haben, aber es scheint mir doch, daß eine solche Orgie nicht allzu häufig vorkommt. Der Grund dafür ist nicht schwer zu finden. Die kleine Patientin arbeitet gerade an der Analyse ihrer analen Phase und agiert. Es handelt sich hier um die kleine Zwangsneurose, die Anna Freud in ihrem Buch über Technik der Kinderanalyse beschrieben hat und deren Pflegemutter ich damals war. Zur selben Zeit zeichnete sie in ihrer Analyse die zartesten saubersten Blumenbildchen für die Analytikerin. Sie sehen, die Mutter oder Pflegemutter kommt bei der Analyse des Kindes oft wirklich am schlechtesten weg.

Eines macht den Müttern vor allem Angst, wenn die Kinder während der Zeit der Analyse zu Hause ungeniert von sexuellen Dingen zu sprechen beginnen: daß sie von Worten zu Taten übergehen könnten. Die Befürchtung ist auch nicht ganz ohne Grundlage. Ich denke hier an den Fall eines etwa fünfjährigen Knaben zur Zeit als er sich in der Analyse intensiv mit Fragen nach dem Geschlechtsverkehr beschäftigt. Die Auskünfte des Analytikers befriedigen seine Wißbegier offenbar nicht genügend; er macht einer kleinen Freundin den Vorschlag, mit ihm heiraten zu spielen. Sie meint, das könnte sehr lustig sein und die beiden machen ihren ersten Versuch eines Geschlechtsverkehrs. Der Analytiker nimmt einen solchen Vorfall nicht schwer, er ist ihm nicht erwünscht, anderseits weiß er, wie häufig sich solche Dinge auch außerhalb der Analyse ereignen, wo man den Ausgang und die Verarbeitung weniger in der Hand hat. Für ihn bedeutet es wieder den Ausdruck einer bestimmten Phase in der Analyse des Kindes. Für die Mutter bedeutet es natürlich weit mehr.

Einen Kinderfall, den ich tatsächlich durch den Widerstand der Mutter verloren habe, will ich ausführlich mitteilen: Gerti, ein fünfjähriges Mädchen, war über ein Jahr bei mir in Behandlung. Die Analyse brachte die Aufdeckung ihrer Geschwistereifersucht, ihres Penisneides, ihrer Kastrationsangst, vor allem aber ihrer Mutterbindung, die sie in der Übertragung agierte. Sie spielte monatelang Mutter und Baby. Ohne hier den Gang der Analyse vorzuführen, greife ich nur bestimmte Stellen heraus, die die Wechselwirkung zwischen Mutter und Kind und ihren Einfluß auf die Analyse besonders verdeutlichen.

Es ist eine Proletariermutter, die nichts von der Analyse weiß, aber den brennenden Wunsch hat, alles nur Mögliche für ihre vier Kinder zu tun. Gerti, die Jüngste, macht ihr die meisten Sorgen. Gerti besucht einen Kindergarten, wo sie als sonderbar auffällt, weil sie lutscht, verträumt ist

und sich nicht an die anderen Kinder anschließt. Die Mutter weiß nicht recht, was sie machen soll, geht zu Elternabenden und Vorträgen, und versucht, sich nach dem zu richten, was sie die „modernen" Ideen in der Erziehung nennt. Die Kindergärtnerin meint, daß man Gerti durch eine Analyse helfen könnte und geht mit der Mutter zu einer Analytikerin zur Beratung. Die Analytikerin meint auch, daß man dem Kinde nützen könnte und die Mutter entschließt sich sofort, das Kind behandeln zu lassen. Die Mutter wird zu mir geschickt und ich erkläre ihr in der ersten Unterredung, daß die Analyse lange dauern, daß sie wahrscheinlich ungeduldig werden wird, daß das Kind ihr während der Behandlung zu Hause viele Schwierigkeiten machen kann und daß ihre Symptome sich vielleicht zeitweise sogar verstärken werden. Aber die Mutter bleibt fest. Ihr Entschluß wird nur immer sicherer; ihr Kind muß behandelt werden.

Die Analyse beginnt. Gerti ist eine wirkliche Schauspielerin, sie spielt Vater, Mutter oder Kind. Ich entnehme den Vorführungen, — natürlich ohne noch zu wissen, ob es wahr ist — daß der Vater ein sehr böser Mann ist, daß nur Frieden im Haus ist, wenn er weggeht, daß er immer Geld verlangt, daß die Mutter ihm nichts gibt, weil sie selbst nichts hat, daß er dann böse wird und sie schlägt und daß die Kinder dabeistehen, sich die Ohren zuhalten und weinen. Die erste Reaktion auf diese Periode kommt von der Mutter. Sie kann nicht verstehen, warum Gerti plötzlich so anders ist, sie ist unartig gegen sie, spielt mit lauter schmutzigen Dingen und redet die ganze Zeit von lauter schmutzigen Sachen. Der oberflächliche Zusammenhang ist unschwer zu finden. Gerti kritisiert ihr Zuhause. Sie erzählt lauter schmutzige Sachen von den Eltern, ist schuldbewußt, weil sie sie erzählt und zeigt deshalb der Mutter, wie schlimm sie ist. Ich sage der Mutter natürlich nur, daß ich gar nicht erstaunt bin, daß ich sicher war, Gerti würde sich zu Hause irgendwie schlecht benehmen und daß ich froh bin, daß die Mutter das alles berichtet, weil das eine große Hilfe für die Analyse ist.

Gerti schweigt dann durch Wochen, Sie antwortet nicht, wenn ich zu ihr spreche, steckt die Finger in die Ohren, damit sie mich nicht sprechen höre und läuft zur Mutter ins Nebenzimmer. Das dauert an, bis sie schließlich ein neues Spiel erfindet. Ich bin die Mutter, sie ist der Einbrecher und drei Sofakissen sind meine drei Kinder. Sie stürzt als Einbrecher in das Zimmer, erschreckt mich, packt die drei Kinder, tritt sie mit Füßen, bringt sie um und stürzt wieder davon. Ich, als die Mutter, muß verzweifelt sein und weinen. Dann kommt sie als zartes kleines Elfenwesen ins Zimmer zurück und sagt, sie ist das Christkind, das mir meine Kinder wiederbringt. Sie versteckt die Kinder, damit der Einbrecher sie nicht finden kann, wenn er wiederkommen sollte. Dann führt sie mich und die Kinder in den Himmel. Sie sagt, dort könne ich ungestört waschen (ihre Mutter ist Wäscherin) und den Kindern kann nichts geschehen. Sie sagt, der Himmelvater will mich kennenlernen, sie bringt ihn zu mir und er verkündet

mir, daß ich keine Sorgen mehr haben werde. Im selben Augenblick aber stürzt sie zum Fenster: Der Himmelvater hätte fast den Einbrecher wieder hereingelassen. Gerti agiert diese Phantasie tagelang. Wenn ich versuche, mit ihr darüber zu sprechen, setzt sie sich ganz steif hin und macht ein unglückliches Gesicht. Ich sage ihr schließlich, daß bestimmt etwas da ist, was sie mir erzählen möchte und daß ihre Mutter sicher nichts dagegen hätte, wenn sie es mir erzählt. Ihre einzige Antwort darauf ist, daß sie ihre Sachen zusammensucht, sich fertig macht und weggeht. Ich lasse mir die Mutter kommen. Sie erzählt, daß Gerti einen so unglücklichen Eindruck macht. Sie spielt zu Hause immer wieder dasselbe: daß die Mutter krank ist. Ich sage der Mutter, daß Gerti etwas vor mir zu verbergen scheint und daß sie offen mit mir sein muß, damit ich ihr helfen kann. Vielleicht wisse die Mutter, um was es sich handelt; ich hätte den Eindruck, daß auch sie mir etwas verheimlicht. Die Mutter vertraut mir daraufhin an, daß sie ein Verhältnis mit einem Freund hat, daß die Kinder ihn kennen und sehr gerne haben. Er darf nie zu ihr ins Haus kommen, sonst würde ihr Mann sie umbringen. Sie machen aber oft Sonntagsausflüge mit ihm. Mir fällt es jetzt leichter, Gertis Schweigsamkeit zu verstehen. Die Mutter hat eine real begründete Angst vor der Preisgabe ihres Geheimnisses, sie erzählt selbst, wie sie die Kinder zur Verheimlichung anhält, sie sagt ihnen, daß sie selbst sterben muß, wenn sie nicht den Mund halten können, daß der Vater die Wohnung anzünden wird, wenn er erfährt, daß sie einen Geliebten hat. Gerti hat gewalttätige Szenen zwischen Vater und Mutter mit angesehen und weiß, daß es sich hier nicht um leere Drohungen handelt. Auch der Aufbau von Gertis Phantasie ist jetzt leichter zu verstehen. Der Einbrecher ist der Vater, der alles Böse tut, er ist auch der Verführer, der die Kinder raubt. Der Einbrecher kann aber auch der Freund der Mutter sein, der hier die Kinder statt der Mutter holt. Die Verzweiflung der Mutter über die Trennung von den Kindern soll beweisen, wie sehr sie die Kinder liebt. Gerti liebt die Mutter aber zu sehr, um ihre Verzweiflung zu ertragen, sie gibt ihr die Kinder wieder zurück. Der Himmel bedeutet offenbar das Zusammenleben mit dem Freund, die Kinder haben ihn sicher oft sagen gehört, wie er die Mutter beschützen würde und wie sie keine Sorgen mehr haben brauchte. Gerti kann aber nicht zugeben, daß die Mutter es ohne sie so gut hat. Der Vater muß wieder zurückkehren, die Mutter bestrafen und die Kinder entführen.

Die Mutter erzählt mir nach und nach immer mehr von sich selbst, wie schwer sie es mit ihrem Mann hat, wie viel Sorgen sie hat, daß sie immer Unglück gehabt hat, daß das Zusammensein mit ihrem Freund ihr einziges Glück ist. Sie beschreibt ihn, was für ein wunderbarer Mensch er ist, wie sehr er sie und die Kinder liebt. Sie sagt, es ist ihr einziger Wunsch, die Kinder so aufzuziehen, daß es ihnen besser gehen wird als ihr, sie sind ihr Alles. Alles, was die Kinder angeht, interessiert sie. Sie fragt mich über die Analyse aus, ist voll Verständnis für alles, was ich

ihr von Gerti erzähle, möchte mir behilflich sein, fragt, was sie mit ihren Kindern falsch macht und anders machen sollte. Es ist gar keine Frage, daß zwischen uns alles in Ordnung ist. Und Gerti? Wie geht es zur gleichen Zeit mit ihr? Sie macht große Fortschritte in ihrer Analyse. Sie zeichnet lauter Penissymbole, Menschen mit langen Nasen, elefantenartige Tiere und Pferde und Hunde mit langem Schweif. Ich deute ihr, womit sie beschäftigt ist. Darauf zeichnet sie schnell einen Mann ohne Penis, deutet auf die Stelle, an der das Glied sitzen sollte und fragt mich, was das ist. Ich zeichne das Glied ein, sie nimmt mir den Bleistift aus der Hand, zerkritzelt die Zeichnung und sagt: Pfui. Dann gibt sie mir den Bleistift zurück und verlangt, ich solle schnell einen Engel zeichnen. Zu Hause macht sie den Bruder nach, streckt die Zunge heraus und gebraucht Schimpfwörter. Bald darauf fängt sie an, Doktor zu spielen und läßt eine Puppe die Patientin sein. Ich erfahre aus diesem Spiel, daß sie als Dreijährige Scharlach gehabt hat und ins Spital gebracht wurde, was für sie offenbar ein großer Schock war. Sie erlaubt nicht, daß die Mutter ihr die Unterhose auszieht und besteht darauf, sich selbst zu waschen und anzuziehen. Sie sträubt sich und schreit, wenn die Mutter sich darin nicht nach ihr richten will. Sie fragt mich, ob meine Kinder im Bett Hosen tragen, ob ich Hosen trage oder ein Nachthemd, wie lang es ist. Sie verlangt dann Papier und zeichnet ein Oval mit einer Mittellinie, dann eine Raute ebenfalls mit einer Mittellinie. Sie sagt: „Ich habe zwei Löcher", und kritzelt über die Zeichnungen. „Mach ein Bild von meinem Bruder. Ich habe den Vater gesehen, er hat Haare da." Kurz darauf erzählt mir die Mutter, daß Gerti viel braver ist. Das Material ist klar; das Interesse für den Penis, der Penisneid, die Identifizierung mit dem Bruder und etwas später der Schock des Spitalserlebnisses und die Zurkenntnisnahme des Geschlechtsunterschiedes. Es ist nur auffällig, daß der Fortgang der Analyse mit der guten Beziehung der Mutter zu mir, ihren reichlichen Mitteilungen über sich selbst und ihrem Interesse für Gertis Analyse zusammenfällt. Auffällig ist auch, wie reichlich Gerti analytisches Material bringen kann, wenn sie nicht durch aktuelle Vorfälle im Elternhaus in Anspruch genommen ist. Beides, scheint mir, können nicht zufällige Zusammentreffen sein.

Das nächste Ereignis ist, daß der Freund der Mutter sie verläßt. Die Mutter ist schwer verstört. Sie teilt den Kindern mit, daß er nach Deutschland auswandert. In den darauffolgenden Tagen hat Gerti Angst, besonders nachts. Der Mond scheint auf ihr Bett und weckt sie auf, sie hat Angst und kann nicht wieder einschlafen. Sie werde mondsüchtig werden und auf den Dächern herumklettern, sagt ihr die Mutter. Sie soll den Mond nicht anschauen. Sie denkt an den Freund der Mutter, er ist weg, nach Deutschland, er wird sterben, nie wieder zurückkommen, Krieg wird da sein, er wird erschossen werden. Wenn hier Krieg ist, will sie nicht leben, sie wird sich selbst töten, ein Messer in den Schädel stechen. Alle werden

das tun, bevor ein Krieg kommt, aber nur wo Krieg ist. Sie sagt: ich träume manchmal schreckliche Träume. Die Mutter ist gestorben. Manchmal geschieht es so wie man träumt. Zum Beispiel man träumt, der Vater stirbt und er stirbt wirklich. Dann spricht sie von Gott. Er ist überall, er kann alles wissen, was wir machen. Du wirst in den Himmel kommen, aber ich nicht. Wie Gerti das sagt, will sie von mir fort zu ihrer Mutter laufen. Ich sage, die Mutter hat sie doch den ganzen Tag, bei mir kann sie wenigstens die eine Stunde bleiben. Darauf wird Gerti sehr böse und sagt, das sei nicht wahr. Den ganzen Morgen ist sie in der Schule und jeden Abend ist die Mutter fort. Zu dieser Zeit will Gerti nur waschen. Sie ist nicht zum Sprechen zu bringen, außer wenn sie mehr Sachen zum Waschen verlangt. Ich verstehe, daß sie damit sagen will, die Mutter geht waschen und läßt sie sehr viel alleine. Die Mutter bestätigt meine Vermutung. Gerti erzählt: sie hat Angst, gestohlen zu werden, es steht in der Zeitung, daß ein Kind von seinen Eltern weggestohlen worden ist. Ich erinnere sie daran, daß doch die Fenster vergittert sind. Sie sagt, die Einbrecher können die Gitter durchhacken. Was können die Kinder tun, wenn die Eltern weg sind? Ihr neues Spiel ist jetzt der Raub des Lindbergh Babys.

Gerti weiß, daß die Mutter unglücklich ist, weil ihr Freund sie verlassen hat. Sie hat das Gefühl, sie sei Schuld daran, weil sie so eifersüchtig war. Sie hat schreckliche Träume, Todeswünsche gegen die Mutter, die nicht an sie, nur immer an ihren Freund denkt; Todeswünsche gegen ihn, weil er die Mutter so unglücklich macht, oder auch weil sie gar nicht will, daß er zurückkommt; sie will die Mutter für sich alleine haben. Sie hat aber außer ihrer Eifersucht noch ein Geheimnis vor der Mutter: ihre Onanie. Sie hat die schrecklichsten Schuldgefühle. Sie kämpft gegen die Onanie; wenn sie onaniert, werde die Mutter sie verlassen und dem Freund nachgehen. Für ihre bösen Taten und Gedanken wird der Mond sie strafen, Gott sieht alles, sie muß sich umbringen, weil sie an allem schuld ist. Sie beschuldigt die Mutter, daß sie sie zu viel alleine läßt, sie braucht sie, damit sie vor der Onanie geschützt sei. Und neben dieser Angst hat sie die Realangst, daß die Mutter wirklich vom Vater fort und dem Freund nachgehen könnte. Wir sehen zwei Konflikte gleichzeitig in Gerti, der eine entspringt der Trauer der Mutter über den Verlust des Freundes, der andere dem Abwehrkampf gegen die Onanie. Beide sind so miteinander verwoben, daß es schwer ist, sie auseinanderzuhalten.

Kehren wir an dieser Stelle von Gerti zur Mutter zurück. Sie macht zuerst nach dem Verlust des Freundes eine Periode wirklicher Trauer durch. Sie berichtet mir, daß die Kinder ihren Verlust zu verstehen scheinen, sie sind so ruhig und gedrückt. Später sagt sie, daß es ihr fast unerträglich ist, mit den Kindern zusammen zu sein, sie stören sie zu sehr. Sie stürzt sich ganz in die Arbeit, damit sie nicht denken muß. Zu dieser Zeit geht sie unaufhörlich waschen. Dann erwacht ihr Interesse für die Kinder von

neuem, sie denkt nur an sie und daran, was sie für sie tun könnte. Ich höre jetzt auch zuerst mehr über ihren Mann. Sie findet ihn plötzlich verändert. Er ist freundlich zu ihr, versucht alles Mögliche für sie zu tun, will ihr das Kochen abnehmen, er hat sogar Geld nach Hause gebracht und hat, was für ihn ganz unerhört ist, zum ersten Mal in seinem Leben mit den Arbeitslosen die ganze Nacht Schnee geschaufelt. Sie denkt, daß das Mädchen, mit dem er ein Verhältnis hat, ihn vielleicht verlassen hat und daß er jetzt etwas von ihr will. Sie hat seit drei Jahren keinen Verkehr mit ihm gehabt und hat gar keine Absicht, wieder anzufangen. Ich sage vorsichtig, daß sie es nach dem Verlust des Freundes jetzt doch sehr schwer haben muß, daß sie wahrscheinlich Schwierigkeiten mit sich hat, die vorher nicht da waren. Sie leugnet das sehr leidenschaftlich, erzählt aber schon im nächsten Augenblick, wie nervös sie jetzt ist, wie gereizt sie gegen den Mann ist. Sie schickt ihn immer fort, sie kann ihn nicht in der Wohnung vertragen und sie wird wütend, wenn er nett zu sein versucht. Natürlich bekommen auch die Kinder ihre Stimmung zu fühlen, sie ist reizbar und ungeduldig mit ihnen.

Wenden wir uns von diesem Zustandsbild der Mutter wieder zu Gerti zurück. Die Mutter erzählt, Gerti hat einen Traum gehabt: „Ein Arzt ist gekommen und hat mit einem Instrument in meinem Pumpfi gewuzelt." Beim Erwachen habe sie den Traum vor den anderen Kindern erzählt. Die Geschwister waren entrüstet, haben Pfui gesagt, man rede nicht von solchen Dingen. Darauf war Gerti beleidigt und hat gesagt: „Schluß, ich spreche nicht mehr." Sie, die Mutter, habe ihr später gesagt, das seien häßliche Gedanken und von solchen Sachen könne man sehr krank werden. Wie die Mutter mir das erzählt, bitte ich sie, sie möchte mir noch einmal schildern, wie sie sich der Onanie der Kinder gegenüber wirklich verhalten habe. Sie erzählt mit großem Stolz, daß ihre Kinder nie onaniert haben. Sie hat darauf gesehen, daß es nicht vorkommen konnte. Schon als Säuglinge hat sie sie nie ohne Windeln liegen lassen, ihnen eine neue Windel angezogen sobald die alte weggenommen war, und als größere Kinder haben sie nie ohne Hosen geschlafen. Wir erinnern uns hier, daß Gerti sich zu einer bestimmten Zeit geweigert hat, sich von der Mutter an- und auskleiden und die Hose ausziehen zu lassen. Die Mutter berichtet weiter, daß sie den größten Abscheu vor der Onanie hat, daß Freundinnen ihr gesagt haben, man könnte sich in Zeiten von sexueller Entbehrung damit helfen, daß sie aber nie so etwas tun würde. Ich versuche ihr zu sagen, daß man die Onanie nicht mehr für so schädlich ansieht und daß man heute weiß, daß alle Kinder onanieren. Sie erwidert, daß sie das weiß, sie hat einen Vortrag darüber gehört und auch erfahren, daß die Ärzte nicht mehr glauben, daß man davon krank wird. Ein Arzt aus dem Spital, in dem Gerti war, hat ihr übrigens gesagt, sie solle das Kind nur ruhig lutschen lassen, beim Abgewöhnen würde nur etwas Schlechtes nachkommen. Alle diese Kenntnisse haben aber nicht verhindert, daß sie die

Kinder gewarnt hat, wenn sie sich gegenseitig berühren wollten, das sei nicht anders als wenn man etwas Schmutziges in den Mund stecke, man könne die schrecklichsten Krankheiten davon bekommen. Es ist in diesem Zusammenhang interessant, daß Gerti keinen Löffel benützen will, den irgend jemand aus der Familie, mit Ausnahme der Mutter, benützt hat. Da sie zu Hause nur vier Löffel haben, muß sie oft eine ganze Weile auf ihr Essen warten. Die Mutter erzählt weiter, daß ihr Mann Gonorrhöe gehabt hat und daß sie sich schrecklich vor Ansteckung fürchtet. Er ist geheilt, aber sie will nicht recht daran glauben. Auf meinen Vorschlag, er solle sich doch noch einmal untersuchen lassen, erwidert sie, sie weiß ja, daß er gesund ist, sei aber froh, das als Ausrede benützen zu können, damit sie nicht mit ihm verkehren müsse.

Was tut Gerti zu dieser Zeit? Sie spricht von der Herkunft der Kinder, sie kommen aus dem Bauch, die Mädchen von der Mutter, die Buben vom Vater; der Vater gibt die Buben gleich nach der Geburt der Mutter, damit sie essen können. Die Mutter gibt den Kindern aus der einen Brust Milch, aus der anderen Blut. Interessanterweise hat mir die Mutter früher einmal erzählt, daß sie ganz unerfahren in die Ehe gegangen ist und sich ganz falsche Vorstellungen gemacht hat, dieselben Vorstellungen, die sich jetzt aus Gertis Analyse ergeben. Es ist natürlich möglich, daß die Mutter ihr einmal davon gesprochen hat, aber doch sehr unwahrscheinlich. Die Mutter klagt zu dieser Zeit über Gertis Unaufrichtigkeit und Gerti selbst erzählt mir, wie viele Sünden sie hat: sie lügt, sie stiehlt und — setze ich hinzu — sie gibt die Hand an den Geschlechtsteil. Sie wird jetzt offener, erzählt, daß die anderen Kinder solche Sachen miteinander machen und spricht mit sichtlichem Vergnügen davon, daß die Buben einen Schwanz haben. Am nächsten Tag erscheint die Mutter in größter Aufregung. Gerti hat zu Hause von ihrer Stunde erzählt, die Geschwister waren entsetzt und sie hat Angst, daß Gerti anfangen wird, solche Sachen zu tun, wenn sie einmal schon davon redet. Sicher verstehe ich nicht, in welcher Athmosphäre sie lebt, welchen Versuchungen die Kinder ausgesetzt sind. Gleich gegenüber von ihnen ist ein Haus, wo die Kinder alles Mögliche durch die Fenster sehen können. Ihr Mann möchte sie, wenn kein Geld im Haus ist, am liebsten als Prostituierte auf die Straße schicken. Ich versuche, sie zu beruhigen, erkläre ihr, daß das Wissen über diese Dinge, nicht die Unwissenheit, der beste Schutz für die Kinder ist. In der nächsten Stunde fragt Gerti mich immer wieder, wie lange sie noch zu mir kommen kann. Kann sie morgen wiederkommen, übermorgen, im Frühjahr, im nächsten Jahr. Mir war es nicht klar, daß das ihre letzte Stunde war. Am nächsten Tag bekomme ich einen Brief von der Mutter, in dem sie mir für meine Mühe dankt. Sie möchte Gerti nicht mehr schicken. Wenn es so ist, daß man in der Analyse die Kinder über die Onanie und das Geschlechtsleben überhaupt aufklären muß, so ist das für ihre Kinder nicht das Richtige.

Wenn wir dieses Stück von Gertis Analyse mitanhören und uns gleich-

zeitig den inneren Zustand der Mutter vor Augen halten, so kann uns der Zusammenhang zwischen beiden kaum entgehen. Ist es nicht auffällig, daß der Mann sich der Mutter gerade zu der Zeit nähert, in der sie in der Entbehrung lebt? Dürfen wir nicht annehmen, daß er instinktiv ihr Bedürfnis fühlt? Und was tut Gerti zur selben Zeit? Sie träumt vom Geschlechtsverkehr. Sie spricht vom Kinderbekommen und hat das größte Interesse für das männliche Glied. Sie fühlt, daß jemand, sicherlich die Mutter, sie belügt, ihr nicht die ganze Wahrheit sagt. Sie ist aufgeregt und benimmt sich zu Hause freier als sonst. Sie ist jetzt auch bereit, in ihrer Analyse offener zu werden. Aber die Mutter reagiert mit Abscheu und Erschrecken. Es handelt sich ja darum, Gerti die Onanie zu erlauben, die sie selbst sich immer versagt hat. Gerti würde sie dann immer an ihr eigenes Bedürfnis mahnen, dessen Befriedigung sie sich selbst nie in solcher Weise gestatten würde. Wir hören, welchen Kampf gegen die Onanie der Kinder sie immer geführt hat. Sie hat sich in anderen Zeiten vor der Versuchung geschützt, jetzt ist sie im Abwehrkampf gegen die Versuchungen, die aus der Unbefriedigung nach Verlust des Freundes und aus den Annäherungen des Mannes kommen. Vor allem aber muß sie sich jetzt gegen Gerti schützen. Sie kann nicht ertragen, daß Gerti den gleichen Versuchungen unterliegt wie sie. Wenn ihr Kind sich solche Gedanken erlaubt, schon von sexuellen Dingen zu sprechen beginnt, wie wird sie sich vor dem nächsten Schritt, den sexuellen Betätigungen zurückhalten können? Sie muß das Kind schützen, so wie sie sich selbst schützt. Sie darf nicht einen Augenblick an die Versuchungen vergessen, denen man in ihrem Leben immer ausgesetzt ist, alles, was um sie herum vorgeht, wozu der Mann sie bringen möchte; vor allem darf sie nicht an die Folgen vergessen, die es haben könnte, wenn man sich nicht zurückhält, an die schrecklichen Krankheiten. Sie muß sich aus all dem herausretten und sie kennt nur einen sicheren Weg, wie man das tun kann: Unwissenheit und Verdrängung.

Ich habe einen kleinen Ausschnitt aus Gertis Analyse gegeben und die Perioden ausgelassen, in denen einfach das analytische Material ohne störende Komplikationen zu erkennen war. Es war meine Absicht, die Perioden zu schildern, in denen sich zwei gleichzeitig vorhandene Strömungen in der Analyse erkennen ließen: Einerseits die analytische Situation des Kindes selbst, anderseits als Komplikation die Situation der Mutter, das Ergebnis des aktuellen Erlebens der Mutter, das mit seinen bewußten und unbewußten Gefühlsreaktionen immer wieder wie ein Fremdkörper in Gertis eigene Geschichte hineinragt. In dieser zweiten Hinsicht gibt Gerti noch ganz das Bild eines Fötus im Mutterleib. Sie existiert zwar schon, ihr Leben ist aber noch ganz in den Kreislauf des mütterlichen Lebens eingeschaltet. Es sieht fast aus, als ob dieser Zusammenhang zwischen Mutter und Kind wenigstens im Psychischen noch nicht unterbrochen worden wäre.

Es ist selbstverständlich, daß nicht alle Kinderfälle so aussehen wie dieser; der Kontakt zwischen Mutter und Kind erreicht nicht immer diese

Stärke. Schließlich wissen wir, daß Gerti eine abnorme Fixierung an die Mutter hat, die sich auch in ihrem Symptom, dem fortgesetzten Daumenlutschen ausdrückt. Es gibt aber eine ganze Anzahl Fälle dieser Art und die Wechselwirkung der Gefühle zwischen Mutter und Kind spielt in ihnen allen eine Rolle. Ich habe schon früher gemeint, daß über die Bedeutung dieser Beziehungen noch viel zu wenig bekannt ist.

Man kann häufig von Müttern hören, daß ihre Kinder gelegentlich imstande sind, ihre Gedanken zu erraten, gleichgiltig ob es sich um kleine oder um lebenswichtige Anlässe handelt. Die Mutter hat z. B. einen plötzlichen Einfall: sie wird ihrem Jungen zu Weihnachten ein Fahrrad schenken. Einen Augenblick später ruft das Kind, das mit ihr im selben Zimmer ist: „Ich weiß schon, was du mir heuer zu Weihnachten schenkst, ein Fahrrad!" In der Analyse können wir ernsthaftere Dinge von den Kindern über ihre Mütter erfahren, etwa daß die Mutter schwanger ist, ehe sie selber es noch mit Sicherheit weiß oder daß sie in jemanden verliebt ist, was sie selber bewußt noch gar nicht akzeptiert hat. Im Folgenden gebe ich ein Beispiel, bei dem das Kind von dem Gedanken der Mutter in seinem Leben gar nicht betroffen wird, aber doch mit seiner Aktion ausführt, was in ihr vorgeht. In einer Kindheitserinnerung der Mutter spielt ein Goldstück eine bestimmte Rolle. Die Mutter ist in Analyse und die betreffende Kindheitsszene ist eben in der analytischen Stunde besprochen worden. Sie geht nach ihrer Stunde nach Hause. Gleich darauf kommt ihr kleiner Junge zu ihr ins Zimmer und bringt ihr ein Goldstück, das sie für ihn aufbewahren soll. Sie fragt ihn erstaunt, woher er es hat. Er erwidert, er habe es zu seinem Geburtstag bekommen. Der Geburtstag liegt mehrere Monate zurück, es ist kein Anlaß, warum das Kind sich gerade jetzt an das Goldstück erinnert haben sollte. Einige Wochen später sitzt die Mutter am Schreibtisch und macht sich eine Notiz über die geschilderte Szene, worauf der Junge wieder hereinkommt und sein Goldstück zurückverlangt. Er möchte es in seine analytische Stunde mitnehmen, um es zu zeigen. Aus seiner Analyse ergibt sich zu dieser Zeit kein Zusammenhang mit diesem Wunsch. Das überraschendste mir bekannte Beispiel dieser Art von Beeinflussung des Kindes durch die Mutter ist aber das folgende. Es handelt sich wieder um eine in Analyse befindliche Mutter. Sie hat in ihrer Stunde eine Phantasie, daß sie in einem Wutanfall irgend jemandem mit einem Topf kochenden Wassers anschüttet. Die Einfälle ergeben einen ähnlichen Vorfall, der in ihrer Kindheit eine Rolle spielt. Eine Stunde später sitzt sie mit ihren Kindern bei Tische. Das jüngste Kind gerät mit der älteren Schwester in einen geringfügigen Streit. Plötzlich verschwindet es vom Tisch und kommt einige Sekunden später wieder, in der Hand ein Glas mit kochendem Wasser, das er sich aus der Küche geholt hat. Er geht auf die Schwester zu, ruft: Schau, was ich Dir tu! und tut so, als wollte er sie mit dem kochenden Wasser anschütten. Die Schwester ist wie versteinert, die Drohung ist so unerwartet, die ganze Handlung

sieht dem Jungen so gar nicht ähnlich, daß sie sich nicht auskennt. Sie zieht sich still und ganz verstört von ihm zurück. Wie würde sich ein solcher Vorfall in die Analyse des Kindes einfügen, hat er überhaupt mit dem Kind selbst irgendetwas zu tun? Wenn aber nicht, mit welcher unheimlichen Kraft haben wir es hier zu tun?

Ich möchte noch eine Bemerkung anfügen. Wir wissen alle, wie notwendig die Lehrer und Erzieher ihre eigene Analyse brauchen, um vor der Gefahr geschützt zu sein, ihre eigenen Konflikte an den Kindern auszuleben, mit denen sie arbeiten. Wie groß diese Gefahr ist, erkennt man am besten daraus, daß es sogar für den Analytiker nicht immer leicht ist, ihr auszuweichen und sich der Gegenübertragung, die hier eine doppelte ist, bewußt zu bleiben. Die positive oder negative Übertragung der Mutter spielt hier dieselbe Rolle wie die des Kindes. Es ist schwer, immer objektiv zu bleiben, man ist versucht, Partei entweder für die Mutter, viel häufiger für das Kind zu nehmen. Die Schwierigkeit liegt darin, ein Außenstehender zu bleiben, der beiden gerecht wird, umsomehr als man oft entscheidende Handlungen nach der einen oder andern Richtung annehmen muß, kein untätiger Beobachter sein darf. Wir können häufig beobachten, wie Analytiker die Partei ihrer erwachsenen Patienten nehmen, sie gegen Kritik und Angriffe von andern schützen. Die weiblichen Kinderanalytiker könnten diese Tendenz leicht in noch höherem Maße haben, denn sie verbindet sich hier mit dem natürlichen Instinkt der Mutter, die ihr Kind verteidigt. Die Gefahr ist nur die, daß dieser Instinkt der Verteidigung, der gegen die wirkliche Mutter gerichtet wird, mehr vertreten kann als den berechtigten Schutz eines hilflosen Patienten: etwa den affektiv bedingten Wunsch der Analytikerin, das Kind selbst zu besitzen oder sich zu beweisen, daß sie die bessere Mutter für den von ihr behandelten kleinen Patienten gewesen wäre.

Über den Ödipuskomplex

Drei psychoanalytische Studien

Von

F. Boehm, O. Fenichel, W. Reich

Preis Mark 2·50

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien

Die Neurose des Kindes

Von Melanie Klein

(Vorabdruck aus dem im September 1932 im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erscheinenden Buche: *Die Psychoanalyse des Kindes*)

Im Verlaufe meiner bisherigen Ausführungen habe ich die Technik beschrieben, durch die das Kind tiefgehend wie der Erwachsene analysiert werden kann. Im folgenden will ich auf die Indikationsstellung eingehen. Dabei ergibt sich zunächst die Frage: Welche Schwierigkeiten sind beim Kinde als normal, welche als neurotisch zu betrachten — welche sind Ausdruck von Ungezogenheit, welche ein Anzeichen der Neurose?

Man rechnet im allgemeinen mit gewissen typischen, in Quantität und Auswirkung sehr verschiedenen Schwierigkeiten beim Kinde. Sie werden, solange sie nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, als zur Entwicklung des Kindes gehörig betrachtet. Da aber ein gewisses Ausmaß an Schwierigkeiten eine regelmäßige Begleiterscheinung der kindlichen Entwicklung ist, wird meines Erachtens nicht genügend gewürdigt, inwieweit auch diese regelmäßigen Schwierigkeiten als Grundlage und Anzeichen schwerer Entwicklungsstörungen zu werten sind.

Stärkere Eßstörungen, vor allem aber die Angst, sei es als Pavor nocturnus, sei es in Form von Phobien, sind deutliche, als neurotisch bekannte Erscheinungen. Das Studium des kleinen Kindes zeigt aber, daß die Angst in sehr verschiedenen und maskierten Formen auftritt, und daß wir schon beim zwei- und dreijährigen Kinde Verarbeitungen der Angst finden, die auf eine komplizierte Verdrängungsarbeit schließen lassen. Wenn zum Beispiel der Pavor nocturnus beim Kinde zurücktritt, so können wir die Schlafstörungen noch einige Zeit in anderen Formen wiederfinden: das späte Einschlafen, das frühe Erwachen, unruhiger oder leicht gestörter Schlaf, die Unfähigkeit zum Nachmittagsschlaf fand ich in Analysen als abgeschwächte Formen des Pavur nocturnus. In dieses Gebiet gehören auch die zahlreichen, oft so störenden Zeremonien und sonstigen Eigentümlichkeiten der Kinder vor dem Einschlafen. Aus der krassen Eßstörung wird oft ein langsames Essen, Kaufaulheit, allgemeine Appetitlosigkeit, sie äußert sich ferner häufig im ungezogenen Gehaben der Kinder bei Tische.

Daß Angst vor bestimmten Menschen beim Kinde häufig durch eine allgemeine Ängstlichkeit abgelöst wird, läßt sich gut beobachten. Diese Ängstlichkeit ist später oft nur mehr als Gehemmtheit im Verkehr mit Menschen oder als Schüchternheit zu erkennen. Alle diese Abstufungen sind Verarbeitungen der ursprünglichen Angst, die zum Beispiel im Falle der Angst vor Menschen die ganze spätere soziale Einstellung bestimmt. Die ausgesprochene Tierphobie geht zum Beispiel in Abneigung gegen die betreffenden Tiere oder gegen Tiere im allgemeinen über. Die Angst vor

Gegenständen, die für das kleine Kind ursprünglich immer belebt sind, drückt sich beim Erwachsenen in der Hemmung von Funktionen aus, die mit diesen Gegenständen zusammenhängen. So wurde zum Beispiel aus der Phobie eines Kindes vor dem Telephonapparat die Abneigung des Erwachsenen gegen das Telephonieren, in anderen Fällen aus Angst vor der Lokomotive Reiseunlust bzw. starke Ermüdbarkeit auf Reisen, aus der Straßenangst Unlust zum Spazierengehen usw. Hieher gehört auch die in meiner Arbeit „Zur Frühanalyse“[1] ausführlich besprochene Sporthemmung und Hemmung bei Bewegungsspielen, die sich in allen möglichen Zwischenstufen (Ablehnen einzelner Sportarten, Unlust, Ermüdbarkeit, Ungeschicklichkeit usw.) ausdrücken kann. In dieses Gebiet fallen auch die individuellen Eigenheiten, Gewohnheiten und Hemmungen des Normalen. Der Erwachsene kann seine — niemals fehlenden — Abneigungen auf die verschiedenste Art rationalisieren (z. B. als „langweilig, geschmacklos, unhygienisch“). Beim Kinde werden solche Abneigungen und Gewohnheiten, die allerdings intensiver und weniger sozial angepaßt sind, als „Unarten“ bezeichnet. Sie sind immer auch der Ausdruck von Schuldgefühl und Angst, haben innige Beziehung zu Phobien, meist auch zu Zwangszeremoniellen und werden in jeder Einzelheit von den Komplexen des Kindes bestimmt. Deshalb erweisen sie sich häufig so resistent erzieherischen Beeinflussungen gegenüber, sind aber oft durch die Analyse auflösbar wie ein neurotisches Symptom. Ich kann hier aus diesem interessanten Gebiete nur einige Beispiele herausgreifen: Das grimassierende Augenaufreißen eines Knaben, das Blinzeln eines anderen dienten als Gegenbeweis gegen die gefürchtete Blendung. Bei einem anderen Knaben klärte sich das Offenhalten des Mundes als Geständnis der begangenen Fellatio, das daran anschließende Pfeifen als der Widerruf dieses Geständnisses auf. Ungezogenheiten beim Baden und Kopfwaschen haben sich mir wiederholt als lavierte Angst vor Kastration oder Beschädigung des ganzen Körpers erwiesen. Dem Nasenbohren bei Kindern und bei Erwachsenen lagen unter anderem Phantasien eines analen Angriffes auf den Leib der Eltern zugrunde, Die Schwierigkeit, Kinder zur Erledigung einfachster Handreichungen oder Besorgungen zu bewegen, die sich häufig erzieherisch so unangenehm auswirkt, fand ich immer durch Angst bestimmt. So erklärte sich zum Beispiel die Abneigung von Kindern, einen Gegenstand aus einem Kasten zu holen, in mehreren Fällen dadurch, daß dies einen aggressiven Eingriff in den Leib der Mutter und eine Realisierung dieser verbotenen Phantasien bedeutete.

Es gibt eine gewisse Form der Überlebhaftigkeit beim Kinde, die man oft mißverständlicherweise — je nach dem Standpunkt — als ein besonderes Zeichen von Temperament oder als Ungezogenheit auffaßt, und die häufig mit Trotz und Hohn gepaart ist. Diese Erscheinungen sind eben-

1) Klein: „Zur Frühanalyse“. Imago, Bd. IX, 1923.

falls Überkompensierungen der Angst. Dieser Mechanismus der Angstverarbeitung ist auch für die Charakterbildung und die spätere soziale Einstellung wesentlich[1]. Die „Zappligkeit", die häufig im Zusammenhang mit dieser Überlebhaftigkeit auftritt, halte ich für ein bedeutsames Symptom. Die motorischen Entladungen, die beim kleinen Kinde durch diese allgemeine Unruhe erfolgen, verdichten sich zu Beginn des Latenzalters häufig zu Bewegungsstereotypien, die im Gesamtbilde dieser Überbeweglichkeit meist unbeachtet bleiben. Im Pubertätsalter, mitunter auch schon früher, treten sie wieder auf oder werden deutlicher und bilden die Grundlage eines Tic[2].

Ich habe wiederholt auf die große Bedeutung der Spielhemmung hingewiesen, die sich in den verschiedensten Formen maskieren kann. Wir können in Analysen die verschiedensten Grade und Abstufungen der Spielhemmung beobachten.

Greifen wir aus den vielen Formen teilweiser Spielhemmung einige heraus: die Abneigung gegen bestimmte Spiele, die Unfähigkeit, bei einem Spiele zu verweilen. Viele Kinder brauchen oft die starke Spielbeteiligung einer anderen Person, überlassen dieser die Initiative, holen nicht selbst das Spielzeug herbei usw. Bei Kindern, die nur Spiele, die sie genau nach Vorlagen ausführen, oder nur eine bestimmte Art von Spielen lieben (das dann gewöhnlich mit besonderer Intensität betrieben wird), liegt eine starke Phantasieverdrängung vor, die gewöhnlich auch mit zwangsneurotischen Zügen einhergeht. Das Spiel trägt dann weit eher den Charakter eines zwangsneurotischen Symptoms als den einer Sublimierung.

Zu erwähnen wäre noch eine Art von Spielen, hinter denen sich — insbesondere in der Übergangszeit zum Latenzalter — Bewegungsstereotypien oder Starrheit der Bewegungen verbergen. Zum Beispiel führte ein achtjähriger Knabe als Verkehrsschutzmann gewisse Bewegungen aus und wiederholte diese oft stundenlang, wobei er in einzelnen Stellungen lange Zeit starr verharrte. In anderen Fällen ist es eine besondere, dem Tic nahestehende Überbeweglichkeit, die sich hinter einem bestimmten Spiel verbirgt. Die allgemeine Unlust oder Ungeschicklichkeit zu Bewegungsspielen liegt der späteren Sporthemmung zugrunde und ist immer ein bedeutsames Anzeichen von Störungen. In vielen Fällen ist die Spielhemmung die Grundlage der Lernhemmung. In mehreren Fällen, in denen spielgehemmte Kinder gute Schüler wurden, zeigte sich, daß der Antrieb zum Lernen vorwiegend zwangsneurotisch war. In einigen dieser Fälle kam es auch später — insbesondere im Pubertätsalter — zu schweren Störungen der Lernfähigkeit. Die Lernhemmung äußert sich auch wiederum in ver-

---

1) Siehe auch Reich: „Phobie und Charakterbildung." Int. Ztschr. f. PsA., Bd. XVI, 1930.

2) Ich habe in meiner Arbeit: „Zur Genese des Tic" (Int. Ztschr. f. PsA., Bd. XI, 1925) gezeigt, daß der Tic häufig als Anzeichen von tiefliegenden, verdeckten Störungen aufzufassen sei.

schiedenen Formen und Abstufungen, z. B. als Faulheit, als Interesselosigkeit, als starke Abneigung gegen einzelne Materien, oder in dem eigentümlichen Verhalten mancher Kinder, die Aufgaben nur im letzten Augenblick oder nur unter Druck zu lernen usw. Die Lernhemmung ist häufig die Grundlage der späteren Berufshemmung, deren früheste Anzeichen sich also schon beim kleinen Kinde in der Spielhemmung äußern können.

Als ein wesentliches Kennzeichen von Störungen habe ich in meiner Arbeit „Eine Kinderentwicklung“[1] den Widerstand der Kinder gegen die sexuelle Aufklärung angeführt. Das Nichtfragen der Kinder, dem so häufig ein zwanghaftes Fragen vorausgeht oder mit dem es alterniert, ist als Symptom zu werten, dem oft schwere Störungen des Wißtriebes zugrunde liegen. Es ist bekannt, daß die lästigen Fragen des Kindes sich häufig in der Grübelsucht des Erwachsenen fortsetzen, die immer mit neurotischen Störungen zusammenhängt.

Das häufige Fallen, Sich-Stoßen, Sich-Verletzen und die Wehleidigkeit sind als Äußerungen des Schuldgefühles und der Angst verschiedenen Inhaltes aufzufassen. Ich habe in Kinderanalysen diese kleinen — oder größeren — wiederholten Unfälle auch als Ersatz für ernstere Selbstbeschädigungen kennengelernt. Sie stellten in diesen Fällen mit untauglichen Mitteln unternommene Selbstmordversuche dar. Bei vielen Kindern, insbesondere Knaben, wird die Überempfindlichkeit gegen Schmerz schon frühzeitig von einer übertriebenen Gleichgültigkeit abgelöst, die sich aber nur als eine weitergehende Abwehr und Verarbeitung der Angst erweist.

Sehr charakteristisch ist auch die Einstellung des Kindes zu Geschenken. Manche Kinder sind unersättlich darin, da ihnen kein Geschenk eine wirkliche Befriedigung, sondern immer wieder nur Enttäuschung bereitet. Andere Kinder sind übermäßig wunschlos — ihnen ist jedes Geschenk gleichgültig. Wir können bei Erwachsenen die analoge Einstellung zu vielen Dingen im Leben beobachten; zum Beispiel bei Frauen, die stets leidenschaftlich neue Kleider wünschen, die ihnen aber niemals wirkliche Freude bereiten, und die auch angeblich niemals „etwas anzuziehen haben“. Es sind dies im allgemeinen Frauen, die rastlos Vergnügungen nachjagen, häufig auch solche, die das Liebesobjekt leicht wechseln und sexuell nicht befriedigt werden können. Im Gegensatz dazu stehen die Blasierten, die wenig Wünsche haben.

In den Kinderanalysen zeigt sich, daß das „Geschenk“ dem Kinde letzten Endes alle früher versagten Liebesgaben: Muttermilch, Brust, väterlicher Penis, Urin, Stuhl, Kind, bedeutet. Das Geschenk beweist ihm aber auch, daß die Dinge, die es sich auf sadistische Weise aneignen wollte, ihm nun freiwillig gegeben werden, und beruhigt dadurch das Schuldgefühl. Die Versagung von Geschenken — wie Versagungen im allgemeinen — werden

1) Imago, Bd. VII, 1921.

unbewußt als Strafe für die mit den libidinösen Wünschen verbundene Aggression empfunden. In anderen Fällen führt ein noch ungünstiger gelagertes übermäßiges Schuldgefühl oder dessen nicht geglückte Verarbeitung zugleich mit der Angst vor neuen Enttäuschungen zur Unterbindung der libidinösen Wünsche überhaupt. Solche Kinder haben auch an Geschenken keine wirkliche Freude. Die Unfähigkeit, Versagungen zu ertragen, die dazu führt, daß alle durch die Erziehung bedingten Versagungen unbewußt als Strafe empfunden werden, führt zur Unerziehbarkeit und mangelnden Realitätsanpassung. Beim größeren Kinde — in einzelnen Fällen auch schon beim kleinen Kinde — ist die Unfähigkeit, Versagungen zu ertragen, häufig durch eine scheinbare Anpassung verdeckt, die auf das Bedürfnis, die Umgebung zufriedenzustellen, zurückgeht. Diese scheinbare Anpassung ist besonders im Latenzalter geeignet, tieferliegende Schwierigkeiten zu verdecken.

Bezeichnend ist auch das Verhalten vieler Kinder zu Festen. Die allgemeinen Festtage — Weihnachten, Ostern usw. — werden meist mit großer Ungeduld erwartet, hinterlassen aber oft völlige Unbefriedigung. Sie bedeuten für das Kind (wie häufig sogar auch nur der Sonntag) mehr oder weniger die Hoffnung auf Erneuerung, einen „Wiederbeginn", und im Zusammenhang mit den erwarteten Geschenken eine Wiedergutmachung all dessen, was es in seiner Phantasie an Bösem begangen und erlitten hat. Familienfeste rühren aufs tiefste an die mit der Familienkonstellation zusammenhängenden Komplexe des Kindes. Der Geburtstag zum Beispiel bedeutet immer auch eine Wiedergeburt. Geburtstagsfeiern anderer Kinder aktivieren die mit der Geburt vorhandener oder erwarteter Geschwister verbundenen Konflikte usw. Die Art, wie sich ein Kind zu Festen verhält, kann deshalb mit als ein Kennzeichen für seine Neurose dienen.

Die ablehnende Einstellung mancher Kinder zu Theater, Kino, Schaustellungen aller Art steht in enger Beziehung zu den Störungen des Wißtriebes. Als Grundlage für diese Störung fand ich das verdrängte Interesse am Koitus und an der Sexualität der Eltern, aber auch die Abwehr gegen die eigene Sexualität. Die tiefste Ursache dieser Einstellung, die sich in der Hemmung vieler Sublimierungen auswirkt, ist in der Angst und den Schuldgefühlen einer sehr frühen Entwicklungsstufe zu finden, die die Auswirkung der aggressiven, gegen den Koitus der Eltern gerichteten Phantasien sind.

Hervorhebenswert ist auch der psychogene Anteil an den vielfachen körperlichen Erkrankungen des Kindes. Ich habe festgestellt, daß bei manchen Kindern Angst und Schuldgefühl sich vorwiegend auf dem Wege einer körperlichen Erkrankung Ausdruck verschaffen, (wobei die Heilung angstberuhigend wirkt). Aber auch im allgemeinen fand ich, daß die bei Kindern einer gewissen Altersstufe so häufigen körperlichen Erkrankungen durch die Neurose des Kindes mitdeterminiert sind. Der psychogene Anteil der Erkrankung macht sich sowohl in der leichteren

Anfälligkeit wie in der Schwere und der Dauer der Erkrankung geltend[1]. Im allgemeinen fand ich, daß sich nach einer abgeschlossenen Kinderanalyse insbesondere die Erkältungskrankheiten wesentlich vermindern. In einigen Fällen wurde durch die Analyse die Anfälligkeit fast ganz behoben.

Wir kennen den innigen Zusammenhang zwischen der Neurose und der Charakterbildung und wissen, daß in manchen Erwachsenenanalysen auch weitgehende Charakterveränderungen zustandekommen. Die Analyse des größeren Kindes bewirkt fast regelmäßig Charakterveränderungen. In Frühanalysen gelingt durch die Behebung der Neurose eine weitgehende Behebung der Erziehungsschwierigkeiten: Wir sehen uns da vor eine Analogie gestellt: was man beim größeren Kinde und beim Erwachsenen „Charakterschwierigkeiten" nennt, heißt beim Kleinkinde „Erziehungsschwierigkeiten". Auffallend ist bei dieser Analogie, daß man beim Charakter doch in erster Linie an die Person selbst denkt — auch wenn sie damit auf ihre Umgebung störend wirkt —, bei Erziehungsschwierigkeiten aber in erster Linie an die Schwierigkeiten, die der Erzieher hat. Man übersieht hiebei vielfach, daß diese Schwierigkeiten beim Kinde der Ausdruck bedeutungsvoller Entwicklungsvorgänge sind, die mit dem Abklingen des Ödipuskomplexes ihren Abschluß finden. Es sind also die Auswirkungen des werdenden und schon gewordenen Charakters und die Grundlagen der späteren Neurose und aller Fehlentwicklungen, die sich unter anderem auch in übermäßigen Erziehungsschwierigkeiten dokumentieren und wohl richtiger Charakterschwierigkeiten und neurotische Erscheinungen genannt werden sollten.

Die Folgerung, die sich aus meinen bisherigen Ausführungen ziehen läßt, wäre: Die Schwierigkeiten, die in der Entwicklung keines Kindes fehlen, sind als neurotisch zu betrachten, es geht also jedes Kind durch eine — nur quantitativ verschiedene — Neurose[2]. Wir haben als das wirksamste Mittel zur Behebung der Neurose des Erwachsenen die Psychoanalyse kennengelernt. Es erscheint nur folgerichtig, uns ihrer auch zur Behebung der Neurose des Kindes, und zwar, da jedes Kind durch eine Neurose geht, auch zur Neurose jedes Kindes zu bedienen.

---

1) Ich habe zum Beispiel in einigen Fällen von Keuchhusten, bei denen ich die infolge der Erkrankung unterbrochene Behandlung bald wieder aufnahm, festgestellt, daß die Hustenanfälle in der ersten Woche sich verstärkten, sich dann bald sehr stark verminderten und daß die Krankheit einen sehr viel schnelleren Abschluß fand, als es im allgemeinen der Fall ist. In diesen Fällen löste jeder Hustenanfall infolge der unbewußten Bedeutung des krankhaften Vorganges schwere Angst aus. Diese Angst erhöhte aber wieder sehr wesentlich den Hustenreiz.

2) Diese von mir seit einer Reihe von Jahren vertretene Auffassung hat in der Zwischenzeit eine gewichtige Stütze gefunden. In der „Laienanalyse" sagt Freud: „Seitdem wir schärfer zu sehen verstehen, sind wir versucht zu sagen, die Kinderneurose sei nicht die Ausnahme, sondern die Regel, als ob sie sich auf dem Wege von der infantilen Anlage bis zur gesellschaftlichen Kultur kaum vermeiden ließe." Ges. Schriften, Bd. XI, S. 343.

Zur Zeit wird es infolge äußerer Umstände wohl nur in vereinzelten Fällen möglich sein, die neurotischen Schwierigkeiten des normalen Kindes einer psychoanalytischen Behandlung zu unterziehen. Es erscheint deshalb für die Indikationsstellung wichtig, klarzustellen, welche Anzeichen für eine schwere Neurose des Kindes sprechen, eine Neurose also, die jeden Zweifel an größeren Schwierigkeiten auch für die Zukunft ausschließt.

Ich gehe hier nicht weiter auf die Fälle ein, in denen infolge des Ausmaßes und des Charakters der Symptome die Schwere der infantilen Neurose unverkennbar ist, sondern möchte einige Fälle besprechen, in denen sie leicht unerkannt bleibt, weil die für die Neurose des Kindes spezifischen Kriterien nicht entsprechend eingeschätzt werden. In der Tatsache, daß die Äußerungsformen der kindlichen Neurose sich in vielen Punkten so wesentlich von den Symptomen des Erwachsenen unterscheiden, sehe ich auch die Erklärung dafür, daß die Neurose des Kindes so viel weniger Beachtung fand als die des Erwachsenen. Wir wußten freilich, daß der Neurose des Erwachsenen immer eine infantile Neurose zugrunde liegt, aber die daraus sich ergebende praktische Folgerung, daß demzufolge auch beim Kinde zumindest sehr häufig eine Neurose vorliegen müßte, wurde lange Zeit nicht gezogen, obwohl doch beim Kinde selbst genug Anhaltspunkte dafür vorlagen. Der Vergleich mit der Neurose des Erwachsenen kann nicht als Maßstab dienen, denn es ist keineswegs jenes Kind weniger neurotisch, das dem nichtneurotischen Erwachsenen am meisten angenähert ist. So wäre zum Beispiel ein Kind in der ersten Kindheitsperiode, das allen Forderungen der Erziehung nachkommt, sich nicht von einem Phantasie- und Triebleben beherrschen läßt (sich also anscheinend seiner Realität völlig anpaßt) und außerdem geringe Angstentbindung aufweist, sicherlich nicht nur ein altkluges und reizloses, sondern auch ein im vollen Sinne des Wortes nichtnormales Kind. Wenn dieses Bild noch durch eine weitgehende Phantasieverdrängung ergänzt wird (die eine Voraussetzung für eine derartige Entwicklung ist), liegt Anlaß vor, der Zukunft mit Besorgnis entgegenzusehen. Ein Kind, bei dem eine derartige Entwicklung vorliegt, hat nicht eine quantitativ geringere, sondern eine symptomlose Neurose, und wir wissen aus den Analysen Erwachsener, daß diese im allgemeinen zu den schweren Neurosen gehören. Wir müssen erwarten, von den schweren Kämpfen und Krisen, durch die das Kind in den ersten Lebensjahren hindurchgeht, auch deutliche Anzeichen zu sehen. Diese Anzeichen unterscheiden sich aber vielfach von den Symptomen des neurotischen Erwachsenen. Normalerweise zeigt das Kind — bis zu einem gewissen Grade — seine Ambivalenz, gibt seinen Affekten Ausdruck, die Abhängigkeit von seinen Triebregungen und Phantasien wirkt erkennbar, ebenso auch die Wirksamkeit des Über-Ichs. Es wird auch der Anpassung an die Realität, also auch der Erziehung Schwierigkeiten bereiten und durchaus nicht immer ein „bequemes“ Kind sein.

Liegen andrerseits bei einem Kinde zu große Schwierigkeiten in der Anpassung an die Realität vor, zeigt sich die Angst und die Ambivalenz in zu starkem Grade, kurz, sind die Schwierigkeiten, die das Kind seiner Umgebung bereitet und unter denen es selbst leidet, zu groß, so ist ein solches Kind schwer neurotisch. Allerdings wird diese Neurose häufig weniger schwer sein als die jener Kinder, die schon früh unter dem Druck einer so übermäßigen Affektverdrängung stehen, daß die Affekte und auch die Angst kaum mehr hervortreten. Was aber das weniger neurotische vom schwerer neurotischen Kinde unterscheidet, ist neben dem quantitativen Unterschied vor allem auch die Art und Weise, wie es mit seinen Schwierigkeiten fertig wird.

Die früher besprochenen Kriterien haben sich mir als gute Anhaltspunkte erwiesen, um die häufig undurchsichtigen Wege der Angstverarbeitung und die grundlegende Einstellung, die das Kind entwickelt hat, zu erkennen. Zum Beispiel läßt sich annehmen, daß bei einem Kinde, das ungern Schaustellungen sieht (Theater, Kino u. dgl.), das keine Fragelust zeigt und auch spielgehemmt ist (oder nur bestimmte phantasielose Spiele spielt), auch wenn es sich sonst gut anpaßt und keine auffallenden Schwierigkeiten zeigt, doch starke Störungen des Wißtriebes und eine weitgehende Phantasieverdrängung vorliegen. In diesen Fällen erfolgt die Befriedigung des Wißtriebes auch später meist nur mehr auf ausgesprochen zwangsneurotische Art. Häufig treten dann im Zusammenhang damit auch andere neurotische Störungen auf.

Bei manchen Kindern wird schon sehr früh ihre ursprüngliche Unfähigkeit, Versagungen zu ertragen, durch eine weitgehende Anpassung an die Forderung der Erziehung verdeckt. Sie werden sehr früh „brave, einsichtige" Kinder. Gerade bei diesen Kindern aber ist häufig die von mir hervorgehobene Gleichgültigkeit Geschenken gegenüber usw. zu beobachten. Liegt dabei noch eine weitgehende Spielhemmung und eine übermäßige Fixierung an die Objekte vor, so besteht eine starke Anwartschaft auf die spätere Neurose. Diese Kinder haben eine pessimistische Verzichteinstellung entwickelt. Ihr Hauptbestreben geht dahin, sich der Angst und des Schuldgefühls um jeden Preis — auch um den der Verzichtleistung auf Triebbefriedigung und Freude — zu erwehren. Hand in Hand damit geht eine verstärkte Abhängigkeit von den Objekten, da die Beziehung zur Außenwelt Schutz und Rückhalt gegen Angst und Schuldgefühl bieten soll[1]. Augenfälliger, obwohl auch nicht nach ihrer vollen Bedeutung eingeschätzt, sind die Schwierigkeiten jener Kinder, deren Unersättlichkeit nach Geschenken mit der Unfähigkeit, die von der Erziehung geforderten Versagungen zu ertragen, einhergeht.

Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß in den hier angeführten typischen Fällen die Aussicht auf eine wirklich gelungene

1) Siehe M. N. Searl: Flucht in die Realität. Int. Ztschr. f. PsA., Bd. XV, 1929.

Stabilität für die Zukunft ungünstig ist. In diesen Fällen verrät im allgemeinen auch der Gesamteindruck (Gang, Blick, Bewegungen, Sprache) die nicht geglückte innere Anpassung. Allerdings läßt sich erst in der Analyse feststellen, wie schwer die vorhandenen Störungen sind. Ich habe wiederholt hervorgehoben, daß eine Psychose oder psychotische Züge beim Kinde oft erst nach einem größeren Teil der Analyse feststellbar sind. Das liegt daran, daß auch die Psychose im Kindesalter in ihren Äußerungsformen von der des Erwachsenen vielfach abweicht, ebenso wie dies bei der infantilen Neurose im Vergleich zu der des Erwachsenen der Fall ist. In einigen von mir analysierten Fällen, in denen die Neurose schon im frühen Kindesalter den gleichen Charakter wie die schwere Zwangsneurose der Erwachsenen aufwies, ergab die Analyse das Vorhandensein starker paranoider Züge[1].

Ich gehe nun darauf ein, wie sich eine bessere innere Anpassung beim Kinde äußert. Eine günstige Prognose scheint begründet, wenn ein Kind gern und mit Phantasieentfaltung spielt und zugleich auch (was sich aus bestimmten Anzeichen erkennen läßt) eine genügende Anpassung an die Realität und wirklich gute — nicht überzärtliche — Beziehungen zu den Objekten besitzt. Ein anderes günstiges Anzeichen ist in Verbindung damit die relativ ungestörte Entwicklung des Wißtriebes, der sich frei nach vielfachen Richtungen äußert, ohne so zwanghaft und intensiv aufzutreten, wie es für die Zwangsneurose charakteristisch ist. Ich halte auch beim kleinen Kinde ein gewisses Hervortreten von Affekten und Angst für die Voraussetzung einer günstigen Entwicklung. Diese und andere Anhaltspunkte für eine günstige Prognose besitzen aber nur einen relativen Wert. Sie bieten keineswegs eine Gewähr für die Zukunft, da es ja häufig von der schlechteren oder besseren Realität (also einem Faktor, der sich nicht voraussehen läßt) abhängt, ob die Neurose des Kindes im Erwachsenenalter wieder auftritt oder nicht.

Ferner scheint es, daß wir über die Struktur der Normalität und über die unbewußten Schwierigkeiten des normalen Erwachsenen, der bisher so viel weniger Objekt der analytischen Forschung war als der Neurotiker, nicht viel wissen. Die Analysen normaler Kinder verschiedener Altersstufen erwiesen mir, daß auch bei normalen Reaktionen des Ichs große Angstquantitäten, schwere unbewußte Schuldgefühle, tiefe Depressionen vorliegen, und daß in einzelnen Fällen nur die aktivere, hoffnungsvollere Verarbeitung der Schwierigkeiten das normale Kind vom neurotischen unterscheidet. Die in diesen Fällen erzielten Resultate beweisen den Nutzen der Psychoanalyse auch für das weniger neurotische Kind[2].

Die Annahme scheint begründet, daß die Verminderung von Angst und Schuldgefühlen und grundlegende Veränderungen der Sexualität nicht nur

1) Ich verweise zum Beispiel auf die Analysen Ernas (Kap. III) und Egons (Kap. IV) meines Buches „Die Psychoanalyse des Kindes".

2) Ich verweise auf die Fälle von Ludwig (Kap. V) und Inge (Kap. IV) ebendort.

beim neurotischen, sondern auch beim normalen Kinde die Zukunft wesentlich beeinflussen müssen[1].

Es wäre nun noch zu erörtern wann eine Kinderanalyse als beendet zu betrachten ist. Beim Erwachsenen erkennen wir dies unter anderem daran, daß der Patient arbeits- und liebesfähig geworden ist, sich in den gegebenen Lebensumständen bewährt und den nötigen Entschließungen gewachsen ist. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wodurch der Erwachsene scheitert, und die korrespondierenden Erscheinungen beim Kinde genügend einschätzen, so gewinnen wir einen verläßlichen Maßstab für die Beendigung der Analyse.

Der Erwachsene scheitert an der Neurose, an Charakterdefekten, an Störungen der Sublimierungsfähigkeit und der Sexualität.

Die infantile Neurose ist, wie ich nachzuweisen versuchte, an verschiedenen kleinen, aber charakteristischen Anzeichen erkennbar, ihre Heilung ist die beste Prophylaxe für die Neurose des Erwachsenen.

Den zukünftigen Charakterschwierigkeiten beugen wir durch die Behebung der kindlichen Charakterschwierigkeisen vor.

Das Spiel, mit dessen Hilfe wir so tief in das Seelenleben des Kindes eindringen, gibt uns auch verläßliche Anhaltspunkte dafür, wann die Analyse des Kindes im Hinblick auf die zukünftige Sublimierungsfähigkeit als beendet zu betrachten ist. Die Spielhemmung des kleinen Kindes muß weitgehend behoben sein[2], wenn eine Analyse als zu Ende geführt gelten soll. Damit meine ich, daß die der Altersstufe entsprechenden Spielinteressen sich vertieft und an Stetigkeit sowie an Ausbreitung nach verschiedenen Richtungen hin gewonnen haben. Wenn wir beim Kinde von einem einzigen zwanghaften Spielinteresse ausgehen und durch die analytische Arbeit ein immer reicheres Hervortreten von Spielinteressen erzielen, so entspricht dieser Vorgang der durch die Analyse beim Erwachsenen angebahnten Interessenerweiterung und größeren Sublimierungsfähigkeit. Auf diese Weise gewinnen wir durch das Verständnis für das Kinderspiel einen Maßstab für die Sublimierungsfähigkeit des Erwachsenen und können auch einschätzen, wann wir der zukünftigen Lern- und Berufshemmung durch die Analyse des Kindes genügend vorgebaut haben.

Die Entwicklung der Spielinteressen, ihre qualitative und quantitative Veränderung gestattet auch verläßliche Schlüsse auf die zukünftige Sexualität.

Ich möchte dies am Verlauf der Analyse eines Knaben und eines Mädchens veranschaulichen. Der fünfjährige Kurt beschäftigte sich zu Beginn der Behandlung, wie die meisten Knaben, zunächst mit den kleinen Autos

---

1) Diese Annahme stützt sich aber auch auf die Tatsache, daß in einer Reihe von mir behandelter Fälle der Übergang in das nächsthöhere Entwicklungsstadium — in einigen Fällen auch der so ausschlaggebende Übergang in das Pubertätsalter und aus diesem in das Erwachsenenalter — sich günstig vollzogen hat.

2) Entsprechend muß beim größeren Kinde die Lernhemmung und die Hemmung in Bewegungsspielen weitgehend behoben sein.

und Zügen. Er griff diese aus den Spielsachen heraus und nahm einige Spielhandlungen mit ihnen vor. Er verglich sie untereinander auf ihre Größe und Leistungsfähigkeit, ließ sie nach einem bestimmten Ziele fahren und drückte damit — auf eine nach meinen Erfahrungen typische Art — symbolisch den Vergleich seines Penis, seiner Potenz und Persönlichkeit mit denen des Vaters und der Brüder aus. Diese Darstellungen ließen nun — könnte man annehmen — auf die normale, aktive, heterosexuelle Einstellung des Knaben schließen. Dem widersprach aber sein ganzes ausgesprochen ängstliches, nicht knabenhaftes Wesen[1]. Der Fortgang der Analyse bestätigte die Richtigkeit dieses allgemeinen Eindruckes. Seine Spielhandlungen, die die Rivalität mit dem Vater um den Besitz der Mutter darstellten, kamen nämlich sehr bald zum Abbruch, da schwere Angst einsetzte. Es ergab sich, daß Kurt eine vorwiegend passiv-homosexuelle Einstellung entwickelt hatte, aber auch diese aus Angst nicht zu halten vermochte, sich deshalb von der Realität abwendete und in phantastischen Größenphantasien Zuflucht suchte. Auf dieser realitätsfremden Basis konnte er vor sich selbst und anderen einen Teil der erhalten gebliebenen Aktivität und Männlichkeit in den Vordergrund schieben und überbetonen.

Es läßt sich immer wieder beobachten, daß das Kinderspiel ebenso wie der Traum eine Fassade zeigt, und daß wir den latenten Spielinhalt analog dem latenten Trauminhalt nur durch eingehende Analyse erforschen können. Da aber das Kinderspiel infolge seiner (im Vergleich zum Traume) stärkeren Beziehung zur Realität und der überragenden Rolle, die es als vornehmster Ausdruck des kindlichen Seelenlebens spielt, häufig einer stärkeren sekundären Bearbeitung unterliegt als der Traum, so können wir die verschiedenen Strömungen des Seelenlebens nur schrittweise durch die Veränderungen des Spieles kennenlernen.

Wir wissen schon, daß die aktive Einstellung, die Kurt in den ersten Spielhandlungen ausdrückte, zum großen Teil nur vorgeschoben war und in der Analyse bald durch schwere Angst unterbrochen wurde. Damit war auch schon die Analyse der passiv-homosexuellen Einstellung eingeleitet, aber erst nach einer längeren Strecke der (insgesamt etwa vierhundertundfünfzig Behandlungsstunden umfassenden) Analyse war die Angst, die der passiv-homosexuellen Position entgegenwirkte, teilweise abgebaut. Nun erwiesen sich die Spieltiere, die anfangs phantastische Helfer im Kampfe gegen den Vater darstellten, als Kinder, und die passive feminine Einstellung und der Kindeswunsch fanden deutlicheren Ausdruck[2]. Die über-

1) Kurts passive Einstellung war durch folgenden Umstand verstärkt worden: Er war der Jüngste aus einer Reihe viel älterer Brüder. Er war demzufolge in mancher Beziehung in der Situation eines einzigen Kindes und litt außerdem sehr unter dem Vergleich mit den aktiven älteren Brüdern. Er empfand deren Überlegenheit um so drückender, als sie sie ihm oft stark zu fühlen gaben.

2) In meiner Arbeit „Frühstadien des Ödipuskonfliktes" (Int. Ztschr. f. PsA., Bd. XIV, 1928) bin ich auf die frühesten Grundlagen der weiblichen Position des Knaben eingegangen. Ich habe mich dort bemüht nachzuweisen, daß der Weiblichkeitskomplex

mäßige Angst vor beiden Elternteilen hatte die Beibehaltung sowohl der weiblichen als auch der heterosexuellen Position behindert[1].

Die Analyse der Angst vor der „Mutter mit dem Penis" und der übermäßigen Angst vor dem Vater führten dazu, daß die aktive heterosexuelle Einstellung stärker hervortrat. Kurt vermochte nun auch die Rivalität mit dem Vater im Spiele anhaltender zum Ausdruck zu bringen. Die Spielhandlungen, die Kurt zu Beginn der Analyse vorgenommen hatte, traten nun wieder in den Vordergrund, wurden aber stetiger und mit voller Phantasieentfaltung durchgeführt. Zum Beispiel verwendete Kurt große Sorgfalt darauf, die Garage, in der die Wagen untergebracht waren, auszubauen, und war unermüdlich in der Erfindung immer neuer Einzelheiten, die zu deren Vervollkommnung dienten, oder er stellte verschiedene Arten von Dörfern oder Städten zusammen, wohin die (die Rivalität mit dem Vater um die Mutter ausdrückende) Fahrt der verschiedenen Wagen ging. In dieser Freude und Sorgfalt am Herstellen des Dorfes, der Stadt, der Garage kam Kurts Wunsch, die in der Phantasie angegriffene Mutter wiederherzustellen, zum Ausdruck. Damit aber ging in der Realität ein vollständig verändertes Verhältnis zur Mutter einher. Nun setzte zugleich mit der Verminderung der Schuldgefühle und der Angst eine größere Fähigkeit zu reaktiven Tendenzen und eine veränderte, ausgesprochen zärtliche Beziehung zur Mutter ein.

Das schrittweise Erstarken der heterosexuellen Tendenzen zeigte sich in zahlreichen Veränderungen des Spiels. Zunächst ließ sich aus den Einzelheiten des Spiels erkennen, daß die prägenitalen Fixierungen auch in der heterosexuellen Beziehung noch vorherrschten oder vielmehr immer wieder die genitalen ablösten. Zum Beispiel bedeutete die Ladung, die der Zug in die Stadt beförderte oder die der Wagen beim Hause ablud, häufig die Exkremente. Diese Ladung wurde dann beim rückwärtigen Eingang des Hauses abgeladen. Die Tatsache, daß diese Spielhandlungen einen gewaltsamen analen Koitus mit der Mutter darstellten, ging unter anderem auch daraus hervor, daß wiederholt beim Ausladen der Kohle der Garten oder das Haus beschädigt wurden, die „Leute im Hause böse" wurden und das Spiel aus Angst bald abgebrochen wurde. Das Befördern von Ladungen verschiedener Art füllte mit wechselnden Einzelheiten einen Abschnitt von Kurts Analyse aus[2]. Es waren mitunter Wagen, die vom Markte Ware holten oder sie zuführten, mitunter waren es Leute, die mit ihren Habseligkeiten auf eine weite Reise gingen,

beim Knaben sehr früh verarbeitet und vom Kastrationskomplex, zu dem er Zuschüsse liefert, verdeckt wird. Daran liegt es auch, daß der Knabe häufig die seiner weiblichen Komponente entsprechenden Ziele (z. B. mit Puppen) bald wieder aufgibt und zu Spielen übergeht, die oft die Männlichkeit überstark betonen.

1) Auch in diesem Falle erwies sich die dem Koitus der Eltern geltende Aggression als die tiefste Grundlage seiner Angst. Die „Frau mit dem Penis" bedeutete auch bei Kurt die Mutter, die sich den Penis des Vaters einverleibt hat.

2) Dies ist auch im allgemeinen ein typisches Spiel.

wobei dieser weitere Verlauf der Spielassoziationen ergab, daß es sich um eine Flucht handelte, und daß die Habseligkeiten gestohlen, geraubt (dem Mutterleib entnommen) waren. Der Wechsel der Einzelheiten war sehr aufschlußreich. Die Vorherrschaft der analsadistischen Phantasien drückte sich darin aus, daß der Hintereingang zur Zufuhr benutzt wurde. Zu einem etwas späteren Zeitpunkt war die gleiche Spielhandlung dadurch bestimmt, daß der Vordereingang gemieden werden sollte[1]. Die mit dem Vorgarten (das weibliche Genitale) verbundenen Assoziationen zeigten, daß die Fixierung an den Anus durch die Ablehnung des weiblichen Genitales verstärkt war. Diese Ablehnung beruhte auf der vielfach determinierten Angst vor dem weiblichen Genitale. Ein bedeutungsvoller Faktor für diese Angst waren die Phantasien, beim Koitus mit der Mutter dem Penis des Vaters zu begegnen.

Diese Angst, die häufig hemmend wirkt, kann aber auch ein Stimulans für die Entwicklung bestimmter sexueller Phantasien bilden. Das Streben, die heterosexuellen Antriebe beizubehalten, dem die Angst und Flucht vor dem väterlichen Penis entgegenwirkt, führt auch zu Besonderheiten des Sexuallebens beim Erwachsenen. Eine typische Knabenphantasie zum Beispiel, die auch bei Kurt vorlag, hat zum Inhalt, den Koitus mit der Mutter gemeinsam oder abwechselnd mit dem Vater auszuführen, wobei genitale und prägenitale oder auch nur vorwiegend genitale Phantasien wirksam sind. Zum Beispiel: zwei Männchen gingen oder zwei Wagen fuhren bei der einen Seite des Gebäudes oder des Tores ein, das den Mutterleib bedeutete. Ein anderer Eingang stellte den Anus dar. Die zwei Männchen, die den Vordereingang benutzten, einigten sich in Kurts Spielen manchmal darauf, gleichzeitig oder abwechselnd einzutreten, oder sie überwältigten und überlisteten einander. Im Kampfe war es dann der kleinere (Kurt), der während des Spiels sich in einen Riesen verwandelt hatte, der den Sieg davontrug und den anderen (Vater) beseitigte. Bald nachher setzte die Angstreaktion auf diese Phantasie ein. Es kam zu einer Flucht auf verschiedenen Wegen. Das eine Männchen (Kurt) benutzte nun den Hintereingang und überließ der Vaterfigur den vorderen. Dieses Beispiel zeigt, wie sehr die Kastrationsangst die Befestigung der genitalen Stufe erschwert und die Fixierung, vielmehr Regression an die prägenitalen Stufen verstärkt. Nicht immer kommt es gleich zur Regression auf die prägenitalen Stufen. Es ergibt sich eben bei geringerer Angst außer den schon angeführten Phantasien auch noch die Möglichkeit zu zahlreichen anderen Varianten auf der genitalen Stufe selbst. Was wir hier als Spielphantasien

---

1) Ich greife bei dieser Beschreibung nur die eine oder andere Spielphantasie heraus, um an deren Entwicklung die Entwicklung der Spielphantasien im allgemeinen zu illustrieren. In der Analyse war das hier mitgeteilte Material durch eine Fülle von Darstellungen verschiedener Art gestützt. So zum Beispiel nahmen auch die Wagen, die in die Stadt Ware beförderten, einen Weg, der die Bedeutung des Anus durch verschiedene Einzelheiten erwies.

beim Kinde kennenlernen, tritt uns später als Liebesbedingungen beim Manne entgegen. Die Phantasie zum Beispiel, in der zwei Männchen bei verschiedenen Seiten des Gebäudes eintreten oder den gleichen Eingang benützen — gleichzeitig oder abwechselnd, durch Kampf oder gütliches Übereinkommen —, zeigen Möglichkeiten, die wir im „Verhältnis zu dritt" verwirklicht finden, wie zum Beispiel in der Situation des „geschädigten Dritten", oder in der Rolle des „Hausfreundes", der den Gatten überlistet oder bekämpft u. dgl. Die Angst kann aber auch bewirken, daß die Häufigkeit dieses den Koitus darstellenden Spielvorganges herabgesetzt wird, was sich später in der verminderten oder gestörten Potenz des Erwachsenen ausdrückt. Inwieweit die sexuellen Phantasien des Kindes sich im späteren Erleben des Mannes durchsetzen, hängt auch von anderen Entwicklungsmomenten, insbesondere den Einflüssen der Realität, ab. Die Grundlagen der Liebesbedingungen des Mannes sehen wir aber in allen Stücken in den Spielphantasien des Knaben vorgezeichnet. Aus der Entwicklung dieser Phantasien zeigt sich, daß in dem Maße, in dem die Sexualität zur genitalen Stufe fortschreitet, auch die Sublimierungsfähigkeit sich entwickelt. Kurt richtet zum Beispiel ein Haus zum Alleinbesitz ein: es bedeutet die Mutter, die er allein besitzen will. Zugleich kann er sich nicht genug tun darin, das Haus recht schön zu bauen und auszugestalten.

In diesen Spielphantasien zeigt sich auch schon die Vorbereitung für die spätere Ablösung von den Liebesobjekten. Ein anderer kleiner Patient zum Beispiel stellte den Mutterleib durch angebliche Landkarten dar. Zuerst wünschte er einen immer größeren Bogen, um die Landkarten möglichst groß anzufertigen, und ging dann nach einer das Spiel unterbrechenden Angstreaktion zu Darstellungen des Gegenteiles, nämlich ganz kleiner Landkarten, über. Dieser Versuch, durch die Kleinheit des Objektes die Unterscheidung und Ablösung von dem ursprünglichen großen Objekt (der Mutter) darzustellen, mißlang. Die Karten wurden immer größer und erreichten zum Schluß doch wieder die Größe der ursprünglichen Darstellungen, worauf das Zeichnen — wieder aus Angst — abgebrochen wurde. Das gleiche brachte dieser Knabe auch an ausgeschnittenen Puppen zum Ausdruck, wobei die kleine Puppe, die er schließlich dann doch wieder für die große wegwarf, sich als Darstellung seiner kleinen Freundin erwies, die als Liebesobjekt die Mutter ablösen sollte. Wir sehen also, daß die späteren Ablösungsmöglichkeiten im Pubertätsalter sich in der Frühzeit vorbereiteten, und können feststellen, daß auch für diese Ablösungsmöglichkeiten die Analyse des kleinen Kindes Wesentliches leistet.

Je weiter die Analyse fortschreitet, um so mehr ist der Knabe imstande, heterosexuelle Phantasien, in denen der Kampf mit dem Vater um die Mutter gewagt wird, in Spiel und Sublimierungen durchzuführen. Die prägenitalen Fixierungen treten zurück, der Kampf selbst zeigt einen wesentlich veränderten Charakter. Der Sadismus ist vermindert, wodurch der Kampf erleichtert wird, da er weniger Angst und Schuldgefühle auslöst.

Die größere Fähigkeit, solche Phantasien im Spiele ruhig und stetig durchzuführen und auch die Realität besser in das Spiel einzubeziehen, bildet somit in der Kinderanalyse einen Maßstab dafür, daß eine Grundlage für die spätere Potenz erreicht wurde. Diese Änderungen im Charakter der Phantasien und des Spieles gehen immer auch mit sonstigen wichtigen Veränderungen im ganzen Wesen und Verhalten des Kindes einher. Es ist dann auch aktiver und freier geworden. Dies drückt sich in der Behebung zahlreicher Hemmungen und in der veränderten Einstellung zur näheren und weiteren Umwelt aus.

Ich will nun die Entwicklung der Spielphantasien im Verlauf der Analyse am Beispiel eines Mädchens beschreiben.

Die zu Beginn der Analyse zweiunddreivierteljährige Rita war schwer spielgehemmt. Das einzige Spiel, das sie — wenn auch unlustig und unter deutlichen Hemmungen — spielte, war die Beschäftigung mit ihrer Puppe uud ihren Spieltieren. Dieses Spiel hatte ausgesprochen zwangsneurotischen Charakter. Es bestand fast ausschließlich im zwangsmäßigen Säubern und immer wieder erneuten Umkleiden der Puppe. Sobald irgendwelche Phantasietätigkeit im Zusammenhang mit diesen Verrichtungen — also ein Spiel im eigentlichen Sinne des Wortes — einsetzte, kam es zu heftiger Angstentbindung und zum Abbruch des Spiels[1]. Die Analyse ergab, daß die weibliche und mütterliche Einstellung bei Rita sehr schwach entwickelt war, und daß dieses Puppenspiel nur zum geringen Teil ein mütterliches Spiel war, sondern vorwiegend eine Identifizierung mit der Puppe ausdrückte. Ihre intensive Angst, schmutzig, innerlich zerstört und schlecht zu sein, trieb sie dazu, die Puppe, die dabei ihre eigene Person vertrat,

---

1) Zu dieser Zeit bestand eine ausgesprochene Zwangsneurose mit Zwangszeremoniellen, Schwankungen zwischen „Überbravheit“ mit Reue und unbeherrschter „Schlimmheit“, Verstimmungen, die alle Merkmale der melancholischen Depression aufwiesen, starke Angst, eine weitgehende Spielhemmung, vollkommene Unfähigkeit Versagungen irgendwelcher Art zu ertragen, übermäßige Wehleidigkeit: Schwierigkeiten, die das Kind fast unerziehbar machten.

Die Analyse umfaßte dreiundachtzig Behandlungsstunden. Sie wurde wegen Übersiedlung der Eltern ins Ausland nicht beendigt. Sie hat in den wesentlichen Punkten zu einem günstigen Resultat geführt. Die Angst wurde vermindert, die Zwangszeremonielle behoben, die Depressionserscheinungen und damit auch die Unfähigkeit, Versagungen zu ertragen, wesentlich herabgesetzt. Mit der durch die Analyse erzielten Verminderung der Ambivalenz der Mutter gegenüber und einem wesentlich verbesserten Verhältnis zu Vater und Bruder ergab sich auch zugleich die Herabsetzung der Erziehungsschwierigkeiten auf ein normales Maß. Ich hatte Gelegenheit, mehrere Jahre nach Abschluß der Analyse mich persönlich von der Haltbarkeit des Resultates zu überzeugen. Rita hatte den Übergang ins Latenzalter gut vollzogen und sich sowohl intellektuell wie charakterlich zufriedenstellend entwickelt. Trotzdem gewann ich bei diesem Wiedersehen den Eindruck, daß ein weiteres Stück Analyse erforderlich gewesen wäre, da der Anteil der zwangsneurotischen Disposition in Ritas Charakterbildung und

immer wieder umzukleiden und zu säubern. Erst nach einer teilweisen Analyse des Kastrationskomplexes zeigt sich, daß ihre tiefste Angst (die Angst, durch die Mutter der Kinder beraubt zu werden) schon zu Beginn der Analyse im zwangsneurotischen Puppenspiel zum Ausdruck gekommen war. Zur Zeit als der Kastrationskomplex im Vordergrunde stand, stellte der Spielbär den Penis dar, den Rita dem Vater geraubt hatte[1] und mit dessen Hilfe sie den Vater zu verdrängen und die Liebe der Mutter zu erwerben suchte. Die Angst setzte in diesem Analysenabschnitt im Anschluß an derartige Männlichkeitsphantasien ein. Erst nachdem die tieferliegende, mit der weiblichen und mütterlichen Position verbundene Angst der Analyse unterzogen worden war, zeigte sich eine völlig veränderte — wirklich mütterliche — Einstellung zum Spielbären und zur Puppe. Indem Rita den Bären herzte und küßte und mit mütterlichen Liebesworten bedachte, sagte sie: „Ich bin nun gar nicht mehr traurig[2], weil ich doch nun ein so liebes Kindchen habe." Die nun erreichte Vorherrschaft der genitalen Stufe, der heterosexuellen und mütterlichen Einstellung äußerte sich auf mannigfaltige Weise und kam auch in einer veränderten Einstellung zu den Objekten zum Ausdruck. Die vorher deutliche Abwendung vom Vater hatte einem zärtlichen Verhältnis zu ihm Platz gemacht.

Die Tatsache, daß der Charakter und die Entwicklung der Spielphantasien uns über das zukünftige Sexualleben des Erwachsenen Aufschluß zu geben vermögen, erklärt sich daraus, daß es die Masturbationsphantasien sind, die dem Kinderspiele, die des weiteren allen Sublimierungen zugrunde liegen. Wenn, wie ich es vertreten habe, die Masturbationsphantasien im Kinderspiele zum Ausdruck und zur Abfuhr gelangen, leuchtet es ein, daß der

---

Wesen mir unverkennbar schien. Hiezu ist zu bemerken, daß Ritas Mutter stark zwangsneurotisch ist und von Anfang an ein überaus ambivalentes Verhältnis zur Tochter hatte. Das Verhältnis der Mutter zur Tochter hat sich zwar durch die beim Kinde erzielten günstigen Veränderungen entschieden verbessert, bildet aber noch immer eine schwere Belastung für die Entwicklung des Kindes. Eine zu Ende geführte Analyse des Kindes mit noch weiterer Auflösung zwangsneurotischer Züge hätte zweifellos ein wirksameres Gegengewicht gegen die neurosenbildende Belastung durch das neurotische Milieu ergeben. Sieben Jahre nach Beendigung der Behandlung erfuhr ich von der Mutter, daß Rita sich weiter gut entwickelt.

1) Rita spielte zum Beispiel, daß sie den Schaffner aus dem Zug entfernt habe und nun mit dem Bären zu einer „guten" Frau reise, wo sie bewirtet werden würde. Der Schaffner kam aber wieder und bedrohte sie. Hier erwies sich die Angst vor dem Vater, dessen Penis — den Bären — sie geraubt hatte, als ein Hindernis für die Beibehaltung der Identifizierung mit dem Vater.

2) Rita hatte an ausgesprochenen Depressionen gelitten, bei denen sie ein außerordentliches Schuldgefühl an den Tag legte; manchmal setzte sie sich allein hin und weinte. Auf die Frage, warum sie weine, erwiderte sie: „weil ich so traurig bin", auf die Frage, warum sie traurig sei: „weil ich weine".

Charakter der Spielphantasien[1] als Maßstab für die zukünftige Sexualität gelten kann. Daraus ginge aber auch hervor, daß die Kinderanalyse nicht nur die Aufgabe zu erfüllen vermag, für die Sublimierungsfähigkeit und Stabilität des Kindes, sondern auch für die seelische Gesundheit und die Glücksmöglichkeiten des Erwachsenen vorzusorgen.

---

1) Hanns Sachs hat in seinem im Jahre 1923 in Berlin gehaltenen Vortragskurs „Über die Technik der Psychoanalyse" die Entwicklung der Masturbationsphantasien von der anal-sadistischen auf die genitale Stufe als eines der Kriterien angeführt, die im Falle der Analyse einer Zwangsneurose für die Beendigung der Behandlung sprechen.

Im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien

erscheint demnächst:

MELANIE KLEIN

Die Psychoanalyse des Kindes

ca. 320 Seiten. Gr.=8°. Brosch. ca. M 10.—. In Leinen ca. M 12.—

M. Klein stellt in diesem Buche die von ihr ausgearbeitete Technik der Kinderanalyse für alle Altersstufen dar und illustriert sie durch reiches analytisches Material aus achtzehn Krankengeschichten. Der zweite theoretische Teil wirft ein neues Licht auf die frühe psychische Entwicklung des Kindes.

INHALT

I. Teil: *Die Technik der Kinderanalyse:* Die psychologischen Grundlagen der Kinderanalyse — Die Technik der Frühanalyse — Die Zwangsneurose eines sechsjährigen Mädchens — Die Technik der Analyse im Latenzalter — Die Technik der Analyse im Pubertätsalter — Die Neurose des Kindes — Die Sexualbetätigung des Kindes

II. Teil: *Frühe Angstsituationen und ihre Auswirkung auf die Gesamtentwicklung:* Frühstadien des Ödipuskonfliktes und der Über-Ich-Bildung — Die Beziehung zwischen der Zwangsneurose und den Frühstadien der Über-Ich-Bildung — Die Bedeutung früher Angstsituationen für die Ichentwicklung — Die Auswirkungen früher Angstsituationen auf die weibliche Sexualentwicklung — Die Auswirkungen früher Angstsituationen auf die männliche Sexualentwicklung

Anhang: Wirkungsweise, Grenzen und Möglichkeiten der Kinderanalyse. Literaturverzeichnis / Autorenregister / Sachregister

Aus Kinderanalysen

Von Dr. Melitta Schmideberg, Berlin

I) Nägelbeißen

Fast bei jedem Kind zeigen sich neurotische Symptome. In manchen Fällen bleiben diese bis in das Erwachsenenalter bestehen, in anderen Fällen schwinden sie im Laufe der Entwicklung scheinbar spurlos. Wie kommt dieses Schwinden von neurotischen Symptomen zustande? Am häufigsten ist wohl, daß an Stelle des alten Symptoms ein anderes — scheinbar ganz verschiedenes — auftritt, dieser Zusammenhang aber ohne Analyse meist nicht erkannt wird. Ein kleines Mädchen konnte bis zu fünf Jahren den Stuhlgang nicht beherrschen; mit sechs Jahren fing sie an pathologisch zu lügen. Die Analyse ergab, daß im Sichbeschmutzen und im Lügen die gleichen Phantasien zum Ausdruck kamen. E. Terry[1] berichtet von einem Jungen, der aufhörte zu stottern, aber anfing zu stehlen. Schwerer ist der Zusammenhang festzustellen, wenn es an Stelle des Symptoms zu einer Charakteränderung kommt: z. B. Angst aufhört und ein überaggressives Verhalten auftritt.

Freud[2] hebt hervor, daß häufig eine Neurose schwindet, wenn die Selbstbestrafungstendenzen des Patienten in äußerem Unglück Befriedigung finden. Ich weiß von jemanden, der an schweren Depressionen litt und deshalb einen Selbstmordversuch beging. Er erschoß sich aber nicht, sondern durchschoß den Sehnerv. Nach seiner Erblindung lebte er aber ganz zufrieden und viel glücklicher als früher.

Das Symptom dient zur Abwehr der Angst und kann also aufhören, wenn die Angst verringert wird. Dies ist das Ziel der psychoanalytischen Therapie. Dieser Vorgang kann aber gelegentlich auch ohne Behandlung erfolgen. Ein Mädchen verbrachte im Alter von neun Jahren einige Wochen mit einem Jungen, der sehr gut zu ihr war. Dieses Beisammensein bewirkte eine günstige Charakterveränderung und ein Schwinden ihrer zwangsneurotischen und depressiven Symptome. Für das Mädchen, das in der ersten Kindheit ohne Vater war, bedeutete dieser Junge die Verwirklichung ihrer Phantasien vom „guten" Vater, und dieser Umstand bewirkte eine nachhaltige Verringerung ihrer Angst[3].

Oft wird das Symptom aber aus Angst unterdrückt. Herbert hatte im Alter von fünf bis sechs Jahren sehr starke Angst beobachtet zu werden und verstopfte deshalb die Ritzen von Fenster und Türen, verkroch sich in eine Tonne oder auf den Boden, wo er trotz Hunger und Hitze versteckt blieb. Er traf ganz komplizierte Vorrichtungen, damit er rechtzeitig gewarnt sei, wenn

---

1) E. Terry: „Stottern und Stehlen." Diese Zeitschrift 1931.

2) „Das ökonomische Problem des Masochismus." Ges. Schr. Bd. V, S. 385.

3) Ausführlicher in meiner Arbeit: „Zur Psychoanalyse asozialer Kinder und Jugendlicher." Erscheint in Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XVIII, 1932.

jemand auf den Boden kommt. Er traf aber diese Veranstaltungen — die doch einen reichlich abnormen Eindruck machen — nur, wenn er bei den freundlichen Großeltern war. Als er wieder bei den Eltern war, die er mehr fürchtete, tat er nichts mehr von all dem, sondern wurde nur immer stiller, bestrebt, nicht aufzufallen. Seine Angst war zu Hause so groß, daß sie ihn abhielt, die neurotischen Schutzmaßnahmen gegen sie zu treffen. Dies erinnert an körperliche Krankheiten, bei denen kurz vor dem Tode das Fieber sinkt, weil der Organismus so geschwächt ist, daß er nicht mehr imstande ist, Abwehrsymptome zu leisten. Ähnlich braucht auch bei seelischen Krankheiten das Schwinden des Symptoms nicht Anzeichen der Besserung zu sein, sondern kann eine Verschlimmerung anzeigen.

Gelingt es, die verpönten Triebregungen in einer ichgerechten Form zum Ausdruck zu bringen, schwindet das Symptom, das zugleich der Abwehr wie der Ersatzbefriedigung der Triebwünsche dient. Dieser Vorgang läßt sich wohl bei jeder durch Psychoanalyse erzielten Heilung beobachten. So konnte Herbert, bei dem die verdrängte Aggression eine intensive Angst und Hemmung verursacht hatte, nach einem längeren Stück Analyse seine Aggression in sublimierten Aktivitäten agieren. Dadurch gewann er auch ein Gefühl von Macht, das ihm einen Schutz gegen seine Angst und Minderwertigkeitsgefühle bot.

Das Schwinden eines Symptoms ist oft ein komplizierter Vorgang. Herbert begann im Alter von etwa acht Jahren sich in zwanghafter Weise die Nägel zu beißen. Er setzte das Nägelbeißen bis zum Alter von elf bis zwölf Jahren fort und hörte dann plötzlich von selbst damit auf. Er erklärte mir dies in der späteren Analyse folgendermaßen: Er hatte damals manifest sadistische Phantasien gehabt; er pflegte sich vorzustellen, daß er die Brüste von Frauen zerkratze, beiße usw. Nun fiel ihm plötzlich ein, daß er, sollte er einmal Gelegenheit haben diese Phantasien zu verwirklichen, es doch nicht könnte, wenn er keine Nägel hätte. Darauf ließ er sich die Nägel wieder wachsen.

Diese sadistischen Phantasien, die in der Vorpubertät bewußt wurden, waren schon vorher unbewußt wirksam. Das Nägelbeißen diente teils zur Verhinderung dieser Regungen, teils realisierte er mittels des Nägelbeißens diese Phantasien an einem Ersatzobjekt, — er biß seine eigenen Nägel an Stelle der Brüste. (Der gleiche Mechanismus zeigte sich auch in seiner Zwangsonanie, die er im Alter von sechs Jahren an betrieb, und die erst in der Analyse behoben wurde. Er onanierte in exzessiver Weise ohne Befriedigung, so daß er sich dabei sogar blutig rieb. Er hatte dabei bewußt die Überzeugung, daß er sich kastriere und zugrunde richte. Sein Penis hatte für ihn aber auch die unbewußte Bedeutung des einverleibten Penis des Vaters, und gerade diesen suchte er durch die Onanie zu vernichten[1].)

In der Latenzzeit hatte Herbert seinen Sadismus durch Passivität, Hemmung und durch die phantasierte Selbstkastration bewältigt, in der Vorpubertät wurden diese Regungen teilweise bewußt. Das Schwinden des Nägelbeißens zeigte an,

1) Ausführlicher in meiner Arbeit: „Einige unbewußte Mechanismen im pathologischen Sexualleben." Int. Zeitschr. f. PsA., Bd. XVIII, 1932.

daß die Maßnahmen, die das Ich in der Latenzzeit zur Abwehr des Sadismus und der Angst unternommen hatte, in der Pubertät dem Ansturm der Triebe gegenüber versagten. Zugleich mit dem Bewußtwerden der sadistischen Phantasien erwies sich das zu ihrer Abwehr dienende Symptom als überflüssig und hörte spontan auf. Aber nur kurze Zeit konnte Herbert das Bewußtwerden der sadistischen Phantasien ertragen, dann aber wurden sie projiziert und zu immer angstvolleren Beziehungs- und Verfolgungsideen verwandelt, denen er nur durch Allgemeinhemmung und durch Ablösung von der Realität in mangelhafter Weise entgehen konnte.

Ich habe jetzt ein siebzehnjähriges debiles Mädchen[1], Doreen, in Analyse, das sich seit der Kindheit die Nägel bis zur Hälfte abbeißt. Doreen bekam zwar manchmal Wutanfälle, bei denen sie schimpfte und fluchte, aber die Analyse ergab, daß ihre sadistischen Phantasien völlig verdrängt waren. Die erste sadistische Phantasie, die in der Analyse bewußt wurde, lautete, daß sie jemandem das Gesicht blutig kratzt. Das Nägelbeißen diente — ähnlich wie bei Herbert — zur Unterdrückung der sadistischen Regungen, zur Verhinderung des Kratzens. Es bildete aber auch bei ihr einen Ausdruck des Sadismus. Wenn sie über etwas berichtete, was normalerweise ihre Eifersucht geweckt hätte, z. B. daß alle Jungen die Schwester ihr vorziehen, zeigte sie keine Affekte, biß aber ihre Nägel (statt die Schwester zu beißen). Doreen, die weitgehend auf der Stufe der Partialliebe stand, zeigte besonderes Interesse für die Nägel anderer Personen und konnte mir die Nägel verschiedener Leute genau schildern, während sie an ihnen vieles andere, für normale Menschen Wichtigere nicht beachtet hatte. Die Nägel stellten einen Ersatz für die Genitalien dar, der Vergleich der Nägel bedeutete einen Vergleich der Genitalien. Ihr Schuldgefühl wegen des Nägelbeißens ging auf das Schuldgefühl wegen der Onanie und der damit verknüpften oralsadistischen Phantasien zurück, ihr Minderwertigkeitsgefühl wegen der beschädigten Nägel (sie meinte, sie werde deshalb nie einen Freund finden) auf die Angst, ihr Genitale sei beschädigt, zurück. Doreen sagte, das Nägelbeißen sei schädlich, da man dadurch Schmutz schlucke und dann erkranke. Das Nägelbeißen bildete einen Ersatz für Fellatiophantasien; mit diesen verband sie die Angst, sie könnte den schmutzigen, krankmachenden, gefährlichen Penis verschlucken (dies war Strafe für ihren Wunsch, ihn abzubeißen). Die Nägel bildeten also einen Ersatz für das Genitale, sowohl für das eigene wie für das von anderen Personen. Das Nägelbeißen war einerseits eine Selbstschädigung als Strafe und Abwehr der eigenen Aggression, es setzte aber noch die Aggression gegen die Objekte fort, von denen sie sich auf diese Art zu befreien versuchte, nachdem sie sie sich unbewußt einverleibt hatte[2].

---

1) Die Intelligenzprüfung ergab, daß Doreen knapp das Niveau eines neunjährigen Kindes erreichte.

2) Das Lutschen und Nägelbeißen stellt (ähnlich wie die Onanie) ein Agieren der Urszene am eigenen Körper dar: sowohl der eigene Finger, wie der eigene Mund werden dabei als Ersatz für Körperteile anderer Personen aufgefaßt, Beryl spielte einmal, sie sei der Doktor, der meinen „Popo behandelt" und ein scharfes

Die kleine Beryl war ein „trinkfauler" Säugling gewesen, hatte nie von selbst Dinge in den Mund gesteckt und den Lutscher nicht gebissen. Sie zeigte immer sehr große Eßschwierigkeiten, die vorwiegend auf die Hemmung der Beißtätigkeit zurückgingen. Ihre Aggression und Aktivität war in ungewöhnlichem Maße gehemmt. Gegen Ende des zweiten Jahres nahm die Gehemmtheit zu, von der Realität zog sie sich mehr und mehr zurück und das Essen wurde noch schwieriger. Zu dieser Zeit begann sie ihre Nägel zu beißen. Im Alter von zweieinhalb Jahren kam sie in Analyse. Nach einem längeren Stück Analyse, als sich ihre Eßschwierigkeiten wesentlich vermindert hatten und sie lebhafter und lustiger geworden war, kam es vorübergehend dazu, daß sie die Personen ihrer Umgebung biß und auch ganze Löcher in ihr Kleid biß. Zur selben Zeit gab sie aber das Nägelbeißen auf, und zwar für immer. Das Nägelbeißen hatte auch bei ihr zur Verhinderung des Kratzens gedient. Daß sie ihre Aggression freier betätigen konnte, zeigte sich auch in ihren Spielen; sie war nun ein Hund oder eine Katze und kratzte!

Auch bei Edna, die mit dreieinhalb Jahren in Analyse kam, bestand eine weitgehende Hemmung des oralen Sadismus. Sie hatte als Säugling keine Gegenstände in den Mund gesteckt und nicht gebissen. Die Hemmung ihrer Aggression erwies sich als wichtigste Ursache für die Hemmung ihrer Aktivität und ihrer geistigen Entwicklung. Bis zu zwei Jahren war sie nicht als abnorm aufgefallen, litt aber an intensiver Angst. Zugleich mit dem Aufhören der Angst kam es zu einem auffallenden Rückgang ihrer geistigen Entwicklung und zu einer Ablösung von den Objekten. Damals trat Nägelbeißen auf.

Als ihre Aggression sich in der Analyse deutlicher gegen Objekte der Außenwelt richtete und als sich zugleich damit günstige Veränderungen zeigten, hörte sie auch mit dem Nägelbeißen auf. Dieses war auch bei ihr analog determiniert wie bei den anderen hier erwähnten Patienten.

Der Erziehung gelang es in keinem dieser Fälle, das Nägelbeißen zu unterdrücken. Herberts Mutter hatte es durch strenge Strafen, Doreens Mutter durch Ermahnungen, Belohnungen, Anstachelungen ihrer Eitelkeit vergeblich versucht. Bei den zwei kleinen Kindern hatte die Umgebung keine energischen Versuche zur Abgewöhnung gemacht. Es ist aber fraglich, ob ein Erfolg solcher erzieherischer Bemühungen wünschenswert ist. Bei so gehemmten Menschen ist das Unterdrücken eines Symptoms, welches wie bei Herbert, Beryl und Edna den einzigen direkten Ausdruck der Aggression darstellte, wahrscheinlich schädlich.

Dieses Beispiel scheint mir zu illustrieren, wie schwer es ist, die Erziehung mit der Neurosenprophylaxe zu vereinigen. Die Erziehung ist bestrebt, solche störende „Unarten" zu bekämpfen, ohne danach zu fragen, welche Bedeutung

---

Messer hineinsteckt. (Sie deutete dies an, indem sie einen Schlüssel in meine Nähe hielt). Daran anschließend steckte sie ihren Finger in den Mund und klagte dann, sie hätte ihn am Ofen verbrannt. Das Lutschen stellte einen Ersatz für ihren Wunsch, ihren Finger (den Schlüssel, das scharfe Messer des Doktors, = den sadistischen Penis des Vaters) in meinen Anus (den brennenden Ofen) zu stecken und bedeutete ein Agieren des sadistisch aufgefaßten (brennenden, schneidenden) elterlichen Koitus.

diesen Unarten im psychischen Haushalt zukommt. Sie kann auch ohne Analyse des betreffenden Kindes kaum eine verläßliche Antwort auf diese Frage erhalten. Vom Standpunkt der Neurosenprophylaxe ist der Umstand, ob und durch welche Mittel ein Symptom zum Schwinden gebracht wird[1], gewiß wichtig, aber noch wichtiger ist das Problem, auf welchem Wege die Triebregungen und die Angst, die früher im Symptom befriedigt und bewältigt wurden, nach dem Schwinden des Symptoms ihren Ausdruck finden werden.

II) Paradoxe Reaktion auf das Gestatten der Onanie

Auch in Kreisen, die der Psychoanalyse fernstehen, wird heute wohl meistens anerkannt, daß eine Aussprache über die Onanie einem Jungen in der Pubertät oft über große Schwierigkeiten hinweghelfen kann. Darüber, ob man die Onanie ganz freigeben, oder eher in freundlicher Weise davon abraten soll, sind die Meinungen geteilt; die meisten Analytiker jedoch dürften auf dem Standpunkt stehen, daß die Onanie in der Pubertät als etwas Normales zu betrachten und deshalb rückhaltlos zu gestatten sei.

Es war deshalb für mich eine Überraschung, daß die Erlaubnis zur Onanie bei einem Patienten, der seit der Kindheit exzessiv masturbierte, ungünstig wirkte, daß aber auch das von einer anderen Person geübte vorsichtige Abraten keinen guten Erfolg gehabt und das seinerzeit von den Eltern ausgegangene strenge Onanieverbot erst recht schlecht gewirkt hatte. In der Analyse des sechzehnjährigen H e r b e r t[2] erfuhr ich nach Überwindung der ersten, recht großen Schwierigkeiten, daß er seit vielen Jahren exzessiv onaniere, aber die Onanie trotz seines starken Schuldgefühls nicht aufgeben könne. In Anschluß an dieses Geständnis trat Angst auf, und er berichtete von den in der Kindheit erfolgten Onanieverboten der Eltern, die von den üblichen Drohungen (Kastration, Erkrankung, Verblödung usw.) begleitet gewesen waren. Auf meine Frage, ob er jetzt wisse, wie es sich mit diesen Dingen tatsächlich verhalte, erwiderte er, ein älterer Freund, ein junger Mediziner, hätte ihn schon vor Jahren dahingehend aufgeklärt, daß die Onanie nicht schädlich sei, aber hinzugefügt, es sei aus ethischen Gründen besser, wenn er sie vermeide; falls ihm dies aber nicht gelinge, so sei es auch nicht so schlimm. Herbert meinte, daß er jetzt noch mehr Schuldgefühl wegen der Onanie empfinde, — die er aber nicht lassen

---

1) Es ist gewiß ungünstig, wenn ein Symptom durch übermäßige Angst unterdrückt wird; dies wird aber nicht immer nur durch Strenge bewirkt. Ich habe aber in mehreren Fällen, in denen es der Umgebung gelungen war, ein Symptom durch Freundlichkeit, Belohnung usw. zum Schwinden zu bringen, in der späteren Analyse feststellen können, daß diese erzieherischen Bemühungen die Angst des Kindes in solchem Maße geweckt hatten, daß das Symptom aus Angst unterdrückt wurde. Besonders dann, wenn es schließlich doch gelingt, ein hartnäckiges Symptom zum Schwinden zu bringen, dürfte dieser Erfolg durch eine Steigerung der Angst zustande kommen.

2) Über Herberts Analyse habe ich ausführlicher berichtet in meiner Arbeit „Intellektuelle Hemmung und Aggression." Diese Zeitschrift 1930.

könne, — gerade weil der Freund ihm doch in einer so freundlichen Art abgeraten hätte. Er hatte gehofft, daß die Analyse ihn davon befreien werde, allerdings ohne daß er darüber reden müsse. Aus der Überlegung heraus, daß der Junge nicht nur sehr scheu, sondern auch sehr eingeschüchtert war und aus einem völlig auf Triebverdrängung eingestellten Milieu stammte, sagte ich ihm, er werde im weiteren Verlauf der Analyse Gelegenheit haben, sich diesbezüglich eine eigene Meinung zu bilden, aber ich wolle ihm doch meine Ansicht mitteilen, nämlich, daß ich die Auffassung seines Freundes nicht teile und die Onanie nicht für verwerflich halte.

Die Wirkung dieser Mitteilung war eine überraschende. Herbert onanierte auch weiterhin in der gleichen exzessiven Weise, machte sich auch fernerhin schwere Vorwürfe deshalb, bewies mir aber immer wieder, daß ich unrecht habe, und daß die Onanie schlecht und schädlich sei. Er hörte erst dann auf, mir dies zu beweisen, als er auch die Zwangsonanie aufgab und nur noch seltener, aber mit voller Befriedigung onanierte. Die Analyse ergab, daß seine Onanie in erster Reihe im Dienste von Selbstzerstörungstendenzen stand; er suchte der befürchteten Kastration durch die Eltern dadurch zu entgehen, daß er diese Strafe an sich selbst vollzog, indem er sich durch die Onanie zugrunde richten und kastrieren wollte. War aber, wie ich behauptete, die Onanie unschädlich, so konnte er den befürchteten Angriffen der Eltern nicht entgehen. Zwar hatte ihm auch schon sein Freund gesagt, daß die Onanie nicht schädlich sei, aber diese Erklärung hatte keine tiefere Wirkung gehabt, weil er ja gleichzeitig von der Onanie abriet. Unbewußt faßte Herbert aber den Rat seines Freundes, aus ethischen Gründen nicht zu onanieren, doch so auf, daß die Onanie körperlich schädige. Außerdem empfand Herbert die von mir gegebene Erlaubnis zur Onanie als Verführungsversuch, wodurch die Angst vor seinem Triebleben geweckt wurde. Für den Verlauf der Analyse war meine anfangs gegebene Erklärung nicht ungünstig, weil sie seine Konflikte aktivierte und dadurch mehr Material zutage fördern half. Hätte ich aber mit dem Jungen ein solches Gespräch gehabt, ohne ihn zu analysieren, so hätte es seinen Zustand zweifellos nur verschlimmert, sein ohnehin sehr schwankendes Gleichgewicht völlig erschüttert.

Aber auch das Verhalten seines Freundes erwies sich als unrichtig, da es Herberts Schuldgefühle nur vermehrt hatte. Das strenge Onanieverbot der Eltern hatte aber dadurch, daß es seine Kastrationsangst wesentlich steigerte, ohne der Onanie Einhalt zu tun, nur ungünstig gewirkt. Was hätte man nun tun können, wenn man all dies, was ich erst im Verlauf der Analyse erfuhr, von vornherein gewußt hätte? Das strenge Verbot wirkte schlecht, das freundliche Abraten wirkte schlecht, die Erlaubnis wirkte schlecht. Weitere Möglichkeiten scheint es ja nicht zu geben, man hätte also wohl nichts Besseres tun können. Die Onanie stand zwar fast ausschließlich im Dienste von Selbstzerstörungstendenzen, aber es zeigte sich später, daß in der versuchten Selbstvernichtung sich auch die Aggression gegen andere (die verinnerlichten Eltern) äußerte, und daß die Onanie mit magischen Allmachtsphantasien verknüpft war. Das Beseitigen der Onanie hätte also den letzten Rest von Aktivität vernichtet. Einem so stark auf

Selbstzerstörung eingestelltem Menschen kann man aber auch keine Triebfreiheit bieten, da ein solcher Versuch nur eine vermehrte Abwehr des Über-Ichs, eine Verschlimmerung der Krankheit hervorruft.

In der Analyse eines Erwachsenen, der seit seinem sechzehnten Jahre in psychotherapeutischer Behandlung bei verschiedenen Ärzten war, konnte ich ähnliche Beobachtungen machen. Auch dieser Patient hatte zwanghaft onaniert, und Verwarnungen seitens des Lehrers und anderer Autoritätspersonen waren fruchtlos geblieben. Als ihm aber seine behandelnden Ärzte sagten, die Onanie sei unschädlich, nahm er ihnen dies sehr übel, ohne aber die Onanie aufzugeben. In der Analyse sagte er mir, er wisse, daß die Onanie schädlich sei und daß die Ärzte ihm nur trügerische Hoffnungen gemacht hätten; seine Einstellung im allgemeinen war, daß er sich immer aufs Schlimmste gefaßt machte und alles vermied, was ihm Hilfe oder auch nur Hoffnung hätte geben können, weil er die spätere Enttäuschung fürchtete. Er meinte aber auch, die Ärzte hätten ihn zur Onanie veranlassen wollen, damit er sich dadurch zugrunde richte. Diese Erwartung war die Projektion seiner eigenen Einstellung: seine Aggression äußerte sich fast nur auf indirektem Wege, indem er andere dazu veranlassen wollte, sich so zu verhalten, daß ihnen daraus ein Schaden erwachse. Ein Vergnügen, das er als Kind bei der Beobachtung des elterlichen Koitus empfand, stammte aus der Befriedigung seines Hasses, indem er zusah, wie sie sich durch den Koitus — seiner Meinung nach — zugrunde richteten. Bei dieser sadistischen Auffassung der Sexualität kann das Gestatten der Onanie keine Beruhigung geben; andererseits war aber die Onanie so vielfach determiniert, daß alle Verbote wirkungslos blieben und nur die Kastrationsangst steigerten.

Patienten mit so abnormer Einstellung kann nur durch eine tiefgehende Psychoanalyse geholfen werden.

III) Die Wirkung elterlicher Konflikte auf das Kind

Die alltägliche Beobachtung zeigt, daß Konflikte der Eltern sehr schädlich auf Kinder wirken. Ein Kind, das an beiden Elternteilen hängt, ist bestrebt, beide zufriedenzustellen, und dies kann ihm nun nicht gelingen; ein Kind, das beide Eltern liebt und bewundert, wird enttäuscht, wenn es beobachten muß, daß die Eltern sich gegenseitig herabsetzen; eine gefestigte Erziehung wird unmöglich, wenn das Kind zwischen beiden Eltern schwankt. Diese und weitere Gründe scheinen so einleuchtend, daß man es vielleicht für überflüssig halten mag, nach tieferen Motiven zu forschen.

Die Psychoanalyse zeigt aber, daß das Problem doch noch komplizierter ist. Denn das Kind, das unzweifelhaft unter den Konflikten der Eltern leidet, hat zu einer früheren Zeit, mindestens unbewußt, gewünscht, die Eltern zu entzweien, um jeden Elternteil für sich zu haben. Diese Wünsche werden jedoch bald verdrängt, und wenn es dann später zu einer Entzweiung der Eltern kommt,

weckt diese das Schuldgefühl des Kindes, weil es sie als Erfüllung seiner unbewußten Wünsche empfindet.

Bei einem Jungen in der Nachpubertät, dessen Symptome durch ein längeres Stück Analyse geschwunden waren, traten diese vorübergehend wieder auf, als seine Eltern sich scheiden lassen wollten. Er fürchtete bewußt, der Vater könnte die Mutter mißhandeln, die Mutter könnte den Vater ermorden. Die Konflikte zwischen den Eltern bedeuteten für ihn die Wiederholung der sadistisch aufgefaßten Urszene, bei der er angenommen hatte, daß die Eltern sich gegenseitig angreifen und beschädigen. Diese Vorstellung ging auf seine sadistischen Wünsche, die Eltern sollen sich gegenseitig angreifen[1], die Mutter solle den Vater umbringen, der Vater die Mutter mißhandeln, zurück. Als Strafe fürchtete er nun, daß ihm das Gleiche zustoße. Er hatte — als er sich um die Eltern Sorgen machte — z. B. das Gefühl, es könnte ein Unglück passieren, die Lampe herabstürzen. (Dies erwies sich als symbolische Darstellung der sadistischen Urszene.) Daran anschließend bekam er starke Angst, er selbst könnte im dunklen Wald überfallen werden. Die Konflikte der Eltern schienen seine unbewußten sadistischen Wünsche zu realisieren. Die dadurch bewirkte Steigerung seiner Angst führte zu einem Wiederauftreten seiner Symptome.

Als es zu einem späteren Zeitpunkt wieder zu schweren Konflikten zwischen den Eltern kam, nahm der Junge entschieden die Partei der Mutter, wollte, sie solle sich scheiden lassen, damit sie der Abhängigkeit vom Vater, bei der sie zugrunde gehen müsse, entgehe, und gab ihr sein ganzes, in vielen Jahren erspartes Geld. Dieses Verhalten, das zunächst der normalen Ödipuseinstellung zu entsprechen schien, erwies sich in der Analyse als der homosexuellen Einstellung entspringend. Er identifizierte sich völlig mit der Mutter, versprach sich auch einmal, indem er sagte: „wir lassen uns scheiden", statt: „sie läßt sich scheiden", sagte, es ginge der Mutter so schlecht, wie es ihm früher gegangen sei, und als er in der Analyse die Lieblosigkeit des Vaters der Mutter gegenüber anklagte, tauchten auch Erinnerungen auf an die Liebesenttäuschungen, die er vom Vater erlitten hatte. So wie er die Mutter vom Vater befreien wollte, wollte er auch sich vom Vater befreien, weil er ihn wegen der Liebesenttäuschungen haßte und die homosexuelle Einstellung dem Vater gegenüber als Abhängigkeit, Mißhandlung usw. auffaßte.

Die heftige Verurteilung des Vaters entsprach der Verurteilung seiner eigenen Haßregungen gegen die Mutter; er verübelte dem Vater vor allem, daß er der Mutter nicht genug Geld gebe, ihre Möbel behalten und ihr den jüngeren Bruder wegnehmen wolle. In der passiv-homosexuellen Einstellung hatte Herbert der schwangeren Mutter das Kind und den Stuhl rauben wollen, und diese Wünsche hatten schweres Schuldgefühl ausgelöst. Darum hatte er z. B. immer — soweit er nur konnte — vermieden, von der Mutter Geld zu verlangen. Indem er der Mutter jetzt sein ganzes Geld gab (Geld als Ersatz für Stuhl), wollte er

---

1) Klein: „Die Psychoanalyse des Kindes." 1932.

seine unbewußten sadistischen Wünsche, die seiner Auffassung nach der Vater verwirklichte, wieder gut machen. Der Vorwurf, der Vater gebe der Mutter kein Geld, nehme ihre Möbel und den jüngeren Bruder weg, war die Projektion der eigenen unbewußten Phantasie, daß er ihr Stuhl (Geld), das Kind (den jüngeren Bruder) und den ganzen Inhalt ihres Leibes (das Mobiliar) wegnehme. Ein Traum zeigte, daß die Möbel, die Einrichtung des Zimmers, für den Patienten den Inhalt des Mutterleibes bedeuteten.

Er bekämpfte mit großer Empörung die Hinterhältigkeit des Vaters[1], wobei er selbst feststellte, daß auch in seinem Charakter viel davon enthalten sei. Erst in diesem Zusammenhang wurde ihm klar, daß er diesen Charakterzug bei sich selbst verurteilte. So stammten die starken Affekte vorwiegend von der Verurteilung seiner eigenen Haßregungen der Mutter gegenüber.

*

Ein erwachsener Patient, dessen Eltern in einer besonders unglücklichen Ehe lebten, hatte in der Kindheit und Jugend immer die Partei der Mutter genommen. Der Vater war ein Trinker, der viele sexuelle Verhältnisse hatte und das Geld, das die Mutter mühsam verdiente, leichtsinnig ausgab und die Mutter obendrein noch mißhandelte. Die Mutter erhielt die Familie. Es erwies sich in der Analyse aber, daß der Sohn nicht nur darum zur Mutter hielt, weil er sie mehr liebte, sondern weil er sie mehr fürchtete und von ihr abhängig war. Dies zeigte sich in der Übertragungssituation auf folgende Weise: Er hatte öfter auf der Treppe einen Herrn getroffen, von dem er annahm, daß er möglicherweise mein Mann sein könnte. Als er ihn nun einmal in Begleitung einer Dame sah, malte er sich aus, daß mein Mann mich betrüge, ich ihm deswegen Vorwürfe mache usw., und reagierte auf diese Phantasien mit dem stärksten Haß gegen mich. In den nun folgenden Stunden bedauerte er wiederholt meinen Mann (den er persönlich nicht kannte, und von dem er auch kaum etwas wußte), warf mir vor, daß ich meinen Mann schlecht behandele usw., und bekam dann immer heftigste Angst vor mir. Besonders fürchtete er dann, daß ich mit der Behandlung aufhören würde. Es war ganz klar, daß diese Situation, die er in seiner Phantasie mir und meinem Mann zuschrieb, für ihn die Wiederholung ähnlicher Szenen zwischen seinen Eltern bedeutete. Während er aber damals zu seiner Mutter gehalten hatte, ergab sich in der Übertragungssituation, daß er den Vater bedauerte, aber aus Angst vor der Mutter nicht wagte, dessen Partei zu nehmen. Die Angst, ich würde mit seiner Behandlung aufhören, entsprach der Angst, die Mutter würde ihn fortschicken und nicht mehr für ihn sorgen. Der Vater hatte auch wiederholt die Mutter geschlagen — dies ent-

1) In Wirklichkeit hat der Vater die Mutter nicht so schlecht behandelt, wie es dem Patienten zu dieser Zeit erschien; dieser war ängstlich bemüht, das Unrecht auf seiten der Mutter nicht zur Kenntnis zu nehmen, ebenso, wie er auch nicht gelten lassen wollte, daß die Mutter ihn selbst in der Kindheit schlecht behandelt hatte. Hätte er das Unrecht auf seiten der Mutter anerkannt, hätte er seinen Haß gegen die Mutter nur schwer bewältigen können.

sprach den unbewußten Wünschen des Patienten, der sie sehr haßte —, und er mußte darum den Vater ebenso verurteilen, wie er seine eigenen Haßregungen gegen die Mutter verurteilte[1].

*

Ein junges Mädchen hatte bei Konflikten, die sich an die sexuelle Untreue des Vaters anschlossen, die Partei der Mutter genommen und einen starken Haß gegen die Geliebte des Vaters entwickelt. Auch hier zeigte die Analyse, daß der Konflikt zwischen den Eltern die Realisierung unbewußter infantiler Wünsche darstellte und darum ein starkes Schuldgefühl auslöste. Wenn der Vater die Mutter schlecht behandelte, so entsprach dies ihren verdrängten Wünschen und weckte ihre Schadenfreude, die sie überkompensieren mußte, indem sie die Partei der Mutter ergriff. Sie lehnte die Geliebte des Vaters nicht nur aus Haß gegen die Rivalin ab, sondern auch um ihr Über-Ich zufriedenzustellen: denn diese Frau hatte ja das erreicht, was sie als kleines Kind gewünscht hatte. Sie hatte die Mutter verdrängt und die Liebe des Vaters gewonnen, und das junge Mädchen mußte nun die Frau, die ihre eigenen unbewußten Wünsche verwirklichte, ebenso ablehnen, wie ihre eigenen verpönten Regungen. Der seelische Vorgang bei dieser Patientin entsprach dem von Freud geschilderten Vorgehen der Primitiven; Blutschänder werden darum so streng gestraft, damit sie nicht die anderen in Versuchung führen[2].

*

Es scheint also, daß die Konflikte der Eltern darum so ungünstig auf die Kinder wirken, weil sie verpönte Wünsche, — die Eltern zu trennen und jeden Elternteil für sich zu behalten, — zu verwirklichen scheinen und dadurch den schon mehr oder minder gut bewältigten Ödipuskonflikt neu aktivieren. Meistens wird das neurotische Kind gegen den Elternteil Stellung nehmen, der die mehr verpönten hetero- oder homosexuellen Wünsche zu verwirklichen scheint. In anderen Fällen wird das Kind sich von beiden Eltern abwenden, wenn für es sowohl die hetero- wie die homosexuellen Regungen zu streng verboten sind.

Der Wunsch, die Eltern zu trennen, entspringt ursprünglich der Eifersucht, wird aber in der weiteren Entwicklung noch durch andere Momente verstärkt. Ein kleiner neunjähriger Patient konnte es nicht ertragen, wenn zwei Menschen miteinander sprachen; er meinte immer, daß sie miteinander „Schweinigkeiten" machen, glaubte aber auch, daß sie über ihn Böses sprechen. Ursprünglich

---

1) Die weitere Analyse ergab in diesem Fall, wie auch im früher erwähnten, daß hinter der homosexuellen Einstellung noch eine tiefer verborgene heterosexuelle bestand. In beiden Fällen beruhte das anscheinend gute Verhältnis des Sohnes zur Mutter vorwiegend auf Angst und Schuldgefühl ihr gegenüber und diente zur Verdeckung der verpönten Homosexualität; diese aber diente zur Überkompensierung des aus dem Ödipuskomplex entstammenden Hasses gegen den Vater. Diese Entwicklung hatte in beiden Fällen schon sehr früh stattgefunden; im vierten bzw. fünften Jahre war die homosexuelle Einstellung dem Vater gegenüber schon verdrängt und der Versuch zu ihrer Überkompensierung gemacht. Die zu dieser Zeit sich zeigende anscheinend positive Beziehung zur Mutter diente vorwiegend zur Verdeckung der tieferen Konflikte.

2) „Totem und Tabu." Ges. Schr. X.

wollte er die koitierenden Eltern trennen und fürchtete dann, daß sie ihn zur Strafe für seine Angriffe angreifen würden. So konnte er zunächst aus Eifersucht, später aber aus Angst es nicht ertragen, daß die Eltern oder — von diesen auf andere Personen übertragen — überhaupt zwei Menschen zusammen waren. Ein erwachsener Patient zeigte eine ähnliche Einstellung: er fürchtete immer, daß ich aus seiner Analyse erzähle, ihn verspotte usw. Sah er mich einmal mit jemandem sprechen, so war er davon überzeugt. Wenn ich ihn nur einen Moment warten ließ, glaubte er, daß ich in der Zwischenzeit etwas Sexuelles tue. Als er einmal sah, daß ich mit einem Kollegen sprach, meinte er, wie schon oft vorher, daß wir über ihn gespottet hätten. Die weiteren Assoziationen führten aber zu einer Kritik des Kollegen; dann tauchte der Gedanke auf, daß dieser mein Mann sein könnte. Es ergab sich, daß er uns verspotten wollte und darum fürchtete, verspottet zu werden. Das Verspotten stellte einen gemilderten Ausdruck des Hasses dar, den er dann empfand, wenn er annahm, daß ich etwas Sexuelles tue. Bei diesem Patienten wie auch bei dem früher erwähnten kleinen Jungen bestand eine außerordentlich starke Angst vor den vereinigten Eltern. Darum versuchten sie die Eltern zu trennen[1].

*

Ein Mädchen im zwölften Jahre wurde in Analyse gegeben, weil sie die Eltern untereinander sowie das Elternhaus und die Schule in einem solchen Ausmaße zu entzweien trachtete, daß man sie in der Schule nicht mehr behalten wollte. Sie trachtete die Eltern zu trennen, ursprünglich aus Eifersucht, später auch aus Angst. So versuchte sie z. B. jede Beziehung zwischen dem Elternhaus und der Schule zu verhindern, aus Angst, man könnte etwas Böses über sie erfahren. Daneben spielte auch folgender Mechanismus eine Rolle: Sie bemühte sich, ein besonders braves Kind zu sein und hatte ihre Aggression und alle Affekte in ungewöhnlich starkem Maße verdrängt. Ihre Aggression konnte sich nur so äußern, daß sie z. B. eine Kritik, die die Mutter an jemandem geübt hatte, wiedergab. Gelang es ihr nun, die Autoritätspersonen zu entzweien, so konnte sie an ihnen auf eine ihrem Über-Ich gestattete Weise Kritik üben, indem sie sich nämlich mit der kritisierenden Person identifizierte. Während sie bewußt kein Schuldgefühl wegen ihres Verhaltens zeigte, zeigte sich in ihren Zeichnungen das Streben, die Eltern in symbolischer Form zu vereinen und so die ursprünglichen sadistischen Wünsche wieder gut zu machen.

*

Im allgemeinen verschiebt das Kind die den Eltern geltenden Haßregungen auf andere Personen. Die generelle Bedeutung dieses Mechanismus geht auch aus der allgemeinen Verbreitung des Stiefmuttermotivs hervor. Die Stiefmutter im Märchen ist die „böse Mutter", auf die das Kind die der eigenen Mutter geltende Ambivalenz überträgt. Wenn ein Kind nun in Wirklichkeit eine Stiefmutter bekommt, wird es geneigt sein, auf diese Frau die unbewußten, der eige-

1) Diesen Mechanismus hat M. Klein beschrieben. („Die Psychoanalyse des Kindes", 1932.)

nen Mutter geltenden Haß- und Angstregungen zu übertragen, die Stiefmutter zur „bösen Mutter" zu stempeln. Dieser Vorgang wird auch vom Über-Ich gebilligt, da die Liebe zur eigenen Mutter diesen Haß gegen die Stiefmutter gestattet, ja zu fordern scheint. Das Kind hat normalerweise den Ödipuskonflikt so verarbeitet, daß es sich auf ein bestimmtes Gleichgewicht von Verzicht und Befriedigung eingestellt hat. Konflikte der Eltern erschüttern dieses Gleichgewicht. Die veränderte Situation scheint mehr Erfüllung zu bieten; das Über-Ich des Kindes sträubt sich aber gegen diese Erfüllung, so daß sie Unlust erweckt. Auf der anderen Seite verlangt sie auch einen größeren Verzicht, z. B. wenn das Kind, das sich mit dem einen Elternteil als Konkurrenten schon abgefunden hatte, sich jetzt noch einen weiteren Konkurrenten (den sexuellen Partner des anderen Elternteils) gefallen lassen muß. Dadurch wird Haß geweckt, den das Kind nur schwer verarbeiten kann, zumal er noch durch andere Momente, die ich früher beschrieb, kompliziert wird. Ein solches Erlebnis bedeutet eine Wiederholung der Urszene, die aber, in einem späteren Alter erlebt, viel erschütternder wirkt, vielleicht auch darum, weil das größere Kind seinen Haß eher in die Wirklichkeit umsetzen kann und sich darum vor ihm mehr fürchtet und ihn besser verdrängen muß als das ganz kleine Kind.

Ein häßliches Verhalten der Eltern bedeutet nicht nur eine Enttäuschung, sondern kann auch noch tiefere Wirkungen auslösen. Die Idealisierung der Eltern dient zur Überkompensierung des Hasses und der Kritik; wenn nun die Idealisierung mißglückt, ist ein vermehrter Verdrängungsaufwand nötig, um den Haß hintanzuhalten.

Elterliche Konflikte wirken nicht nur auf dem direkten Weg der Enttäuschung, sondern auch dadurch, daß sie verdrängte sexuelle und aggressive Wünsche des Kindes zu verwirklichen scheinen, die das Über-Ich des Kindes abwehrt. Der so ausgelöste Konflikt kann häufig nicht bewältigt werden und führt dann zu einer Neurose oder verstärkt die schon vorhandene.

IV) Patienten, die keine Freundlichkeit vertragen

Willy, ein asozialer, sehr abnormer Junge im neunten Jahr, war seit einiger Zeit bei mir in Analyse, als ich mich entschloß, seinen dringenden Bitten nachzugeben und ihm ein Geburtstagsgeschenk zu machen. Ich tat dies nicht etwa aus Gründen der Analyse, sondern weil mir der Junge, der aus ärmlichen Verhältnissen stammte und der zufolge der zahlreichen schlimmen Dinge, die er angestellt hatte, zuhause recht schlecht behandelt wurde, leid tat; ich hoffte etwaige durch das Geschenk hervorgerufene Übertragungsschwierigkeiten durch die Analyse wieder abbauen zu können. Indessen war die Wirkung des Geschenkes eine ganz andere, als ich erwartet hatte. Ich hatte ihm — genau nach seinen Angaben — eine kleine Waage, eine kleine Mundharmonika und einen Bleistift geschenkt; zuerst freute er sich mit den Sachen, bald aber begann er allerlei an ihnen auszusetzen und zeigte schließlich deutliche Angst.

Er blieb in dieser Woche dreimal von der Analysenstunde weg, (was er bis dahin noch nie getan hatte), und sagte mir dann, er werde überhaupt nicht mehr kommen, — während er sonst sogar sonntags kommen wollte. Erst nach mehreren Tagen, nachdem er meine Geschenke verloren hatte, geriet er wieder in seien gewöhnlichen Zustand.

Diese Reaktion ist merkwürdig. Man sollte doch annehmen, daß ein Kind, das nur wenig Liebe erhält und kaum Spielzeug besitzt, sich über ein Geschenk, das es sich sehnlichst gewünscht hatte, freut und dadurch zutraulicher wird. In diesem Fall geschah aber das Gegenteil. Willy hatte überhaupt ein merkwürdiges Verhältnis zu Besitz. Er stahl alles, dessen er habhaft werden konnte, verlor oder verschenkte es aber sehr bald. Er, der keinen Besitz behalten konnte, mußte auch abnorm häufig und viel defäzieren. Willy begehrte alles zu haben, was er bei andern sah und war auch ungewöhnlich gierig im Essen.

Die Analyse hat ergeben: Das Stehlen hatte für ihn die unbewußte Bedeutung sadistischer Angriffe auf die Eltern, — es bildete einen symbolischen Ersatz für die Kastration des Vaters und für das Berauben des mütterlichen Leibes. Als Strafe dafür erwartete er die gleichen Angriffe auf seinen Körper und Besitz und opferte deshalb — verschenkte oder verlor — seinen Besitz freiwillig, um den befürchteten Angriffen zu entgehen. Ähnlich hatte sein häufiges Defäzieren auch den Sinn einer Opferhandlung. Wenn er einen gewünschten Gegenstand erhielt, bekam er bald Angst vor ihm, erzählte mir dann, er sei schlecht oder gefährlich (es war erstaunlich, wie er die harmlosesten Gegenstände, z. B. Bleistift, Taschenlampe, Geldstücke als Waffen auffaßte), oder sagte, er sei „Scheisse" und warf ihn dann weg. Die Analyse ergab, daß der erst heftig gewünschte Gegenstand für ihn unbewußt die Brust der Mutter[1] oder den „guten Penis" des Vaters bedeutete, der aber zufolge Willys intensivster Ambivalenz bald die Bedeutung des „bösen" Penis, z. B. des gefährlichen Bleistiftes oder des schlechten, gefährlichen Stuhles („Scheisse") annahm. Er mußte sich dann von dem gefürchteten Gegenstand durch Verlieren befreien. Ähnlich war das häufige Defäzieren auch durch die Angst vor seinem Stuhl bedingt; obzwar er sonst sehr hemmungslos war, fürchtete er es besonders, seine Körperausscheidungen zu berühren.

Es war also eine für Willy typische Reaktion, daß er bald enttäuscht wurde und die Geschenke schlecht fand, daß sie für ihn „Scheisse" wurden. Nachdem er die Geschenke bemängelt hatte, klagte er plötzlich über einen Splitter im Fuß und zeigte Angst, als ich mich ihm nähern wollte. Diese — häufig wiederkehrende — Klage über den eingezogenen Splitter im Fuß (der oft in Wirklichkeit gar nicht da war), bedeutete immer einen Ausdruck seiner Angst vor dem in seinem Körper befindlichen bösen, stechenden Penis des Vaters. Das Geschenk, das ich ihm gegeben hatte, war also nicht der zuerst erwünschte Liebesbeweis geblieben, sondern es bekam die Bedeutung von etwas Bösem, von Stuhl, vom bösen Penis, und ich selbst nahm, indem ich ihm das Böse gab, die Bedeutung der bösen Mutter an. Insofern aber das Geschenk — zufolge

1) Z. B. steckte er jeden Gegenstand in den Mund.

seiner Ambivalenz — doch auch etwas Gutes darstellte, hatte es seine Angst vor dem Vater bezw. den Ersatzpersonen des Vaters geweckt. In der gleichen Stunde, in der ich ihm die Geschenke gegeben hatte, fragte er, ob der Lehrer wohl einverstanden sein werde, wenn er noch länger zu mir komme, äußerte Angst vor dem Portier, fürchtete beim Weggehen, daß der Schaffner sein Paket mit den Geschenken beanstanden könnte, usw. Das Geschenk hatte also einen Ambivalenzkonflikt hervorgerufen und dadurch Willys Angst sowohl vor mir wie auch vor den männlichen Autoritätspersonen gesteigert.

Willy vertrug auch sonst keine Freundlichkeit, weil dadurch sein Schuldgefühl gesteigert wurde, er benahm sich dann immer schlimmer, um eine schlechte Behandlung zu provozieren. Er mußte sich überzeugen, ob man ihn, auch wenn er schlimm sei, liebe, ihn nicht wegschicke, nicht verhungern lasse, nicht mißhandle usw. Und keine Freundlichkeit konnte je seine Befürchtungen wirklich w i d e r l e g e n. Aber auch auf Strenge reagierte er schlecht; jede Drohung oder Strafe steigerte seine Angst, und auf die Steigerung seiner Angst reagierte er mit asozialem Verhalten. Willy war also unerziehbar, weil er weder durch Strenge, noch durch Freundlichkeit zu beeinflussen war; Freundlichkeit steigerte sein Schuldgefühl, Strenge seine Angst, und beides bewirkte bei ihm vermehrte Schlimmheit. Die in der Analyse erreichte Herabsetzung seiner Angst und Ambivalenz erzielte, daß jetzt Freundlichkeit auf ihn gut wirkt. Er wurde liebebedürftig und bestrebt, die Zufriedenheit seiner Umgebung zu erwerben, und verträgt auch Strenge besser. Dadurch wurde er erziehbar und sozial angepaßt.

Ich habe mehrere erwachsene Patienten dieses Typus analysiert, die außerordentlich empfindlich gegen jede Unfreundlichkeit waren, aber auch das geringste Entgegenkommen nicht vertrugen. Der zwanzigjährige Georg kam regelmäßig zur Analysenstunde zu spät, ohne sich deshalb zu entschuldigen, blieb zwei- bis dreimal in der Woche von der Behandlung weg, ohne mir abzusagen; ich hatte ihn nie wegen dieses Verhaltens getadelt. Wiederholt wollte er die Analyse abbrechen, einmal z. B. weil ich — wie sich später herausstellte —, als ich ins Wartezimmer kam, auf die Uhr geschaut hatte, und er dies als Vorwurf auffaßte. Er benahm sich mir gegenüber wie auch sonst im Leben äußerst provozierend. Zufolge seines starken Schuldgefühles war er überzeugt, daß ihn jeder schlecht behandle und er wollte nun feststellen, ob auch ich mich so verhalten und ihn wegen seines schlechten Benehmens wegschicken werde. Er war darum so empfindlich, weil er jede Unfreundlichkeit als Strafe empfand. Aber an Freundlichkeit konnte er aus Schuldgefühl nicht glauben. Wenn jemand zu ihm in seiner Kindheit freundlich war, dachte er immer gleich „was führt der nun gegen mich im Schilde?“ Als ihm z. B. jemand ohne besonderen Anlaß ein Bonbon schenkte, warf er es weg, denn es könnte ja vergiftet sein. Dieses Mißtrauen war die Projektion seiner eigenen Einstellung. Er hatte seine Aggression in der ursprünglichen Form sehr stark verdrängt. (In seinem provozierenden Verhalten brach sie wieder durch, hatte aber wenig mehr vom Charakter einer ursprünglichen Aggression, sondern entsprang und diente seinem Schuldgefühl und zugleich der Abwehr gegen seine passive Ein-

stellung.) Da der Aggression der normale Ausweg genommen war, überflutete sie dann alles, sein Auffassen wie sein Verhalten. Deshalb war auch in jeder anscheinenden Freundlichkeit sehr viel Aggression verborgen. Z. B. spielte die Phantasie von einem Geschenk, das sich als Gift entpuppt, eine Rolle. Diese Auffassung ging darauf zurück, daß — seiner Ambivalenz entsprechend — die Exkremente ursprünglich sowohl ein Geschenk (Kind) wie auch Gift bedeuteten.

Ein anderer Patient verhielt sich ähnlich; auch er war überzeugt, daß jede Handlung des andern eine versteckte Feindseligkeit sei. Dieser Glaube ging — analog wie bei Georg — darauf zurück, daß in seinem eigenen Verhalten jede anscheinend freundliche Handlung gleichzeitig eine Aggression war, und daß er seine Einstellung auch auf andere projizierte. Unbewußt hatte der Stuhl für ihn sowohl die Bedeutung eines Geschenkes, das er der Mutter gab, wie auch die einer gefährlichen Waffe, einer giftigen Substanz. Dies zeigte sich auch in seiner überaus ambivalenten Einstellung zum Geld. Geld ist eine gefährliche Waffe und gewährt Macht über die Menschen, denen man Geld gibt — insofern sei dies eine feindselige Handlung —; andererseits war das Geld, das er hergab, auch ein Geschenk oder ein Opfer. So setzte sich auch in einer ursprünglich freundlich gedachten Handlung immer bald der Haß durch, und das Geschenk wurde zum Gift. Er erklärte mir, daß ein freundliches Verhalten ihm unerträglicher sei als ein offenbar feindliches, denn gegen dieses könne er sich schützen, während er das erstere schwerer durchschauen könne. Er tat deshalb auch alles, um zu verhindern, daß man zu ihm freundlich war, oder versuchte die Freundlichkeit zu entwerten. Im späteren Verlauf der Analyse sagte er, daß er es als Vorwurf auffasse, wenn die Menschen freundlich seien; die anderen seien ja dann besser als er. Darum müsse er auch mich dazu veranlassen, daß ich mich ihm gegenüber schlecht verhalte, damit er sich nicht für schlechter halten müsse als mich. Wenn die Menschen zu ihm aber tatsächlich unfreundlich sind, so fasse er dies als Beweis dafür auf, daß er wirklich so schlecht sei, wie er es befürchtet hatte.

F r e u d hat einen Typus von Neurotikern geschildert[1], die aus Schuldgefühl am Erfolge scheitern und wohl auch keine Freundlichkeit vertragen; sie bleiben aber gesund, solange es ihnen schlecht geht, und Kinder mit dieser Einstellung sind durch Strenge erziehbar. Bei Patienten des Typus aber, den ich hier zu beschreiben versuchte, gelingt auch dies nicht. Denn ihre Ambivalenz und ihr unterdrückter Sadismus sind so stark, daß das geliebte Objekt schon nach kurzem zum gehaßten und darum in der Projektion auch zum gefürchteten wird. Die so entstehende starke Angst führt dazu, daß sie die Objektbeziehungen immer mehr aufgeben. Es bleibt ihnen darum o h n e A n a l y s e wohl nur der Ausweg in A s o z i a l i t ä t oder P s y c h o s e.

Deshalb scheint auch in weniger extremen Fällen bei der hier beschriebenen Einstellung eines Menschen eine rechtzeitige Analyse dringend angezeigt, da die Gefahr besteht, daß sie sich von jeder Objektbeziehung lösen werden.

Es gibt aber auch Patienten, die, obgleich sie die gleiche Einstellung haben,

1) „Die am Erfolge scheitern." Ges. Schr., Bd. VI.

doch ein stabileres seelisches Gleichgewicht besitzen, weil für sie zwischen dem, was sie als Freundlichkeit empfinden und was deshalb ihr Schuldgefühl weckt, und dem, was sie als Unfreundlichkeit auffassen und deshalb ihren Haß und ihre Angst auslöst, eine etwas weitere Spanne liegt, in der sie auf ein geringeres Maß von Güte oder Härte ohne Ambivalenz reagieren. Sie versuchen mit einer möglichst indifferenten Einstellung den andern zu begegnen, um sowohl größere Freundlichkeit wie Unfreundlichkeit zu vermeiden und so dem Schuldgefühl und der Angst zu entgehen. Es gelingt, Patienten dieses Typus zu analysieren, wenn man — soweit dies möglich ist — vermeidet, freundlich zu sein, ohne unfreundlich zu werden, und den häufigen Wechsel in der Einstellung des Patienten und die dadurch zustande kommenden Reaktionen, vor allem die auftretende Angst, so bald analysiert, wie sich die Ambivalenz äußert[1]. Wenn durch die Analyse die Ambivalenz sich verringert hat, so wird der Patient allmählich instandgesetzt, die gleiche Einstellung auch durch längere Zeit beizubehalten, für Freundlichkeit empfänglicher und gegen Unfreundlichkeit weniger empfindlich zu sein.

Eine psychotherapeutisch-pädagogische Behandlung solcher Menschen stößt sicherlich auf größte Schwierigkeiten, da sie durch Freundlichkeit — die sie nicht vertragen — nicht zu gewinnen sind, aber Indifferenz gleich als Zurücksetzung auffassen und aus ihrer Angstbereitschaft heraus überhaupt sehr empfindlich sind. Häufig ist bei ihnen auch eine gewöhnlich als „Undankbarkeit" bezeichnete Reaktion, da sie auf Freundlichkeit mit Schuldgefühl reagieren, das leicht in Angst umschlagen kann und sich dann als Ablehnung oder Aggression äußert. Extreme Fälle dieses Typus sind unbehandelbar mit den hier geschilderten drei Patienten konnte weder ihre Umgebung auskommen, noch waren sie irgendwelchen pädagogischen, psychotherapeutischen oder rein menschlichen Beeinflussungen zugänglich.

Kindheitskonflikte und Homosexualität

Von Dr. E. Hitschmann, Wien

In seinem gleichnamigen Aufsatz, Heft 4 dieses Jahrganges, hat Boehm dieses Thema ausführlich und aufschlußreich behandelt, jedoch einer Tatsache keine Erwähnung getan, welche nach meiner Erfahrung gar nicht selten jene seelische Zuwendung zum Homosexuellen bedingt, zu der dann weitere disponierende Momente hinzukommen müssen, um eine pathologische Entwicklung von der bisexuellen Anlage zur manifesten Homosexualität zu bewirken. Wenn nämlich ein Kind frühzeitig erfährt, es hätten sich die Eltern

1) Bei Georg gelang mir dies auf die Dauer nicht. Nach fünf Monaten, in denen eine gewisse Besserung erzielt wurde, brach er die Analyse ab, d. h. er blieb nach einer Stunde, in der ich seine akute Angst und Ambivalenz nicht genügend herabsetzen konnte, einfach weg.

oder der bevorzugte Teil derselben ein Kind vom anderen Geschlecht ersehnt, seien also durch seine Geburt, sein Geschlecht, arg enttäuscht worden, dann will das Kind diesen seinen Fehler noch gut machen, indem es sich benimmt wie ein Exemplar des anderen Geschlechts, also als Mädchen männlich, als Knabe weiblich[1]. Ein solches unerwünschtes Mädchen z. B. will den Knaben ersetzen, spielt ihn, lebt sich in seine Rolle hinein, guckt den Knaben, in deren Gesellschaft es sich drängt, Alles ab, wird Vorliebe auch für Hosentragen aufweisen, männliche Spiele bevorzugen, auf die Bäume klettern usw. Es legt zunächst seinem, es auch selbst enttäuschenden, penislosen Körper einen männlichen Geist ein! Bald ist das kleine Mädchen so glücklich, den Vater sich mit der Tatsache, „nur" eine Tochter zu haben, versöhnen zu sehen und sich als mutigen, waghalsigen „Buben" gepriesen zu hören.

Es gibt Väter, die ihre Enttäuschung über das ungewünschte Geschlecht des Neugeborenen ungehemmt verraten; das Kind hört dann später, der Vater habe nach seiner Geburt eine Woche lang kein Wort gesprochen, mit der Mutter gehadert, das Kind zwei Jahre nicht sehen können und dergleichen mehr.

Mütter, die einen Knaben, den soundsovielten Sohn gebären, statt der ersehnten Tochter, lassen ihn nun möglichst lang sein Kleidchen und lange Locken tragen; bald bekommt er zu hören, er sei „wie ein Mädchen". Ein so als Knabe scheel Angesehener wird sozusagen der Mutter zuliebe weiblich.

Die Identifizierung der Knabesein-Streberin mit dem Vater und die Identifizierung des Mädchenwerden-Wünschers mit der Mutter hilft mit.

Homosexuell zu sein, ist zumeist ein Unglück. Der Bau des Genitales eines Menschen ist sein Schicksal. Das heißt: Der Mensch muß auch seelisch den Weg gehen, den ihm der Bau seines Genitales vorschreibt; denn ein allzu weiblicher Mann ist impotent, neurotisch oder homosexuell. Ein männlicher Geist im weiblichen Körper kann neurotisch, frigid oder homosexuell machen. Die Erziehung hat also ein Drängen eines Kindes in die Richtung des anderen Geschlechtes jedenfalls zu vermeiden.

Ferner sei noch der Beobachtung Erwähnung getan, daß zuweilen der Eindruck entsteht, als habe die Artung eines Geschwisters einen reaktiven Einfluß genommen: daß eine sehr energisch-aktive Schwester den Bruder in feminine Unterwürfigkeit gedrängt hat, oder ein weicher passiver Bruder die Schwester ins Männliche sich entwickeln ließ. Bei frühen sexuellen Spielen solcher Geschwister kann man erfahren, daß die Schwester z. B. durchgesetzt hat, beim Coitus-Spiel die Incuba zu sein. Imponderabilien, die aber als die Homosexualität protegierend zu schwerwiegenden Momenten werden können.

Die Vorhaut-Verengerung höheren Grades macht dem Knaben die Berührung der männlichen Leitzone an der Unterseite der Eichel unmöglich; ferner lenken Schmerzen und häufigere Lustgefühle am Gliede die Aufmerksamkeit mehr als gewöhnlich auf den Penis. Es können so der Penis am eigenen

1) Mag es auch nicht möglich sein, die Begriffe seelisch-männlich und seelisch-weiblich exakt zu beinhalten, so sind diese Begriffe doch in hohem Grade gemeinverständlich.

und fremden Körper, Vergleich derselben und dergleichen überwertet werden und andererseits die Intensivierung weiblicher masochistisch-analer Stellen in den Vordergrund treten. Phimosen dürfen nicht übersehen werden und sind rechtzeitig durch Dehnung zu beheben.[1]

Endlich sei daran erinnert, daß die Aggressivität entsprechend der frühen prägenitalen, sadistisch-analen Organisation sozusagen bisexuell ist: daß ein Knabe z. B. Buben und Mädchen schlägt. Traten die ersten Sexualerregungen etwa einem Knaben gegenüber auf, bevorzugten frühe Onanie-Phantasien gleichfalls das gleichgeschlechtliche Objekt (ohne daß das andersgeschlechtliche fehlen müßte), so war damit ein Weg zur Homosexualität eingeschlagen, der nicht zwingend hätte werden müssen. Es ist für die Behandlung in solchen Fällen nicht allzu schwer, die sadistische Regung gegenüber dem weiblichen Objekt zu mobilisieren und damit die Homosexualität zu heilen.

Analytische Bemerkungen zur Montessori-Methode

Von Dr. Edith Buxbaum, Wien

Montessori legt in ihrer Methode auf zwei Wirkungen das Hauptgewicht: Auf die Konzentration und auf die „Zucht", besser gesagt, Disziplin, Gehorsam. Beide werden als eine Folge der Beschäftigung des Kindes mit dem Entfaltungsmaterial angesehen; die Person der Erzieherin soll vollkommen in den Hintergrund treten.

Wir wollen versuchen, den Zusammenhang von Zucht und Tätigkeit nach den Schriften Montessoris und ihrer Schülerinnen mit Hilfe analytischer Kenntnisse theoretisch zu verstehen, ohne meine sporadischen, praktischen Beobachtungen heranzuziehen. Mit dem Probleme der Konzentration hat sich die psychoanalytische Forschung noch nicht soweit beschäftigt, daß ich dieses Thema kritisch besprechen könnte.

Die Zucht

Der Klassengehorsam und damit die Disziplin einer Klasse setzt sich aus dem Gehorsam der einzelnen Kinder zusammen. Der Gehorsam ist eine Beziehung zwischen Führern und Geführten. Montessori hingegen sagt: „Die Zucht kommt aus der Tätigkeit." Daraus geht hervor, daß sie die Disziplin als eine Folge der Tätigkeit und nicht als eine Folge der Beziehung zwischen Kind und Lehrerin ansieht. Wir müssen untersuchen, ob diese Beziehung wirklich so weit in den Hintergrund tritt, daß sie als Ursache der Disziplin, des Gehorsams, auszuschalten ist.

1) Hitschmann: „Phimose und Neurose", Zentralbl. f. Psychother. Bd. III, S. 10.

Montessori lehnt prinzipiell jede Belohnung und Bestrafung ab. Hat das Kind etwas falsch gemacht, so darf der Lehrer den Fehler nicht verbessern, sondern muß den Unterricht unterbrechen, um ihn ein andermal wieder aufzunehmen (Montessori, Selbsttätige Erziehung des Kindes[1]. 213, 20).

Diese Forderung erklärt sich aus dem Satz, der Lehrer müsse alle übermäßige Anstrengung und jede Entmutigung möglichst vermeiden (S. E. 213).

Da das Montessori-System den Entwicklungsstufen des Kindes entsprechend aufgebaut ist, liegt der Fehler, — wenn das Kind die Arbeit nicht bewältigt, — darin, daß die Arbeit seiner Stufe nicht entspricht. Wenn man das Kind durch anstrengende Wiederholung zu der Leistung zwingen würde, würde man es überanstrengen. Würde man es tadeln, oder auch nur verbessern, so wäre das, ihm seine Unzulänglichkeit zeigen, es entmutigen.

Aber nur in Bezug auf Leistungen ist Montessori ihrem Prinzip, nicht zu lohnen und zu strafen, getreu. Aber „mit ermunterndem Zuruf läßt die Lehrerin die Kinder empfinden, wie hübsch ein sauberes Kind, ein ordentliches Zimmer, eine Schulklasse in guter Haltung, eine anmutige Bewegung usw. sind" (S. E. 117). Und in Ergänzung dazu legt sie Wert darauf, daß an den Kindern alles, was unsozial oder manierlos ist, sofort verbessert wird (S. E. 81, 82). Dementsprechend ist auch die Strafe für unsoziales Verhalten: die Absonderung von den andern Kindern (S. E. 98).

Das Kind bekommt an diesem abgesonderten Plätzchen seine liebsten Spiele und wird von der Lehrerin mit besonderer Zärtlichkeit behandelt, „fast als ob es ein Krankes wäre" (S. E. 98). Das Kind wird dann meist sehr rasch fügsam und will wieder mit den anderen sein. Das Kind benimmt sich in diesem Fall wie Itards „Wilder von Aveyron", der Itard zu Liebe seine wilden Freuden aufgibt (S. E. 144).

Diese kleinen Maßnahmen sind, wenn auch klein, aber doch Lohn und Strafe, bestehend in der Liebe oder dem Liebesentzug der geliebten Lehrerin.

Wenn Montessori soziales Verhalten und gute Manieren als die Grenzen der Freiheit des Kindes aufstellt, so verpflanzt sie, und jede Montessori-Lehrerin mit ihr, eben doch ihre eigene Anschauung auf die Kinder[2], weil sie einfach nicht anders kann; und auch wenn sie es „ablehnt, sich als Herrgott zu fühlen", sie lenkt doch die seelische Entwicklung des Kindes nach ihrem Sinn[3]. Was sie tut, genügt, um vom Kind in der Aufrichtung des Über-Ichs verwendet zu werden.

Zur Frage der Disziplin sagt Montessori: „Und es wird die Zeit kommen, wo die Lehrerin selbst voll Verwunderung erkennt, wie alle Schüler ihr sanft und liebend gehorchen und auf jeden Wink von ihr bereitwillig, ja mit Spannung achten" (S. E. 110). Und weiter: „Die Klassenzucht ergibt sich hieraus wie durch Zaubermacht." (S. E. 110). Als Zauberei

1) Dieses Werk wird im folgenden abgekürzt zitiert mit S. E.

2) Analyse von M. Montessori, ed. Jena, Schützenstr. Elfriede Glückselig: „Erziehung auf wissenschaftlicher Grundlage", S. 9.

3) Analyse Lily E. Roubiček: „Montessori-Methode u. Kindergartenreform", S. 22.

erklärt man zumeist Dinge, die man nicht versteht. Aber wir erfahren die Erklärung, wenn Montessori die Wirkung eines Befehls an die Klasse beschreibt: Wenn die Lehrerin mit leiser Stimme zu den Kindern etwas sagt, so reagieren sie „wie eine einzige Person", „mit der einen Stimme hat die Lehrerin jedes einzelne angezogen, und jedes erhofft von ihr Licht und innere Freude" (S. E. 110). Die leise Stimme ist die gewohnte Stimme, mit der die Lehrerin zu dem Kind spricht, wenn sie einzeln mit ihm spricht; daher wirkt der so gesprochene Befehl, als ob die Lehrerin sich an jedes einzelne Kind wendete.

Die Bindung, die zwischen Lehrerin und Kind hergestellt wurde in allen Situationen, in welchen die Lehrerin sich mit dem Kind allein beschäftigte, zeigt sich jetzt im Gehorsam aller. Der gemeinsame Gehorsam macht die Kinder zur Masse, so daß sie „als eine einzige Person" imponieren[1]. Dazu kommt, daß Montessori mit besonderer Geschicklichkeit Schweigeübungen eingeführt hat, die neben den unbestrittenen Einflüssen auf die Förderung von Willen und Beherrschung vor allem einen suggestiven, beinahe hypnotischen Rapport zwischen Lehrerin und Kindern herstellen: „Die Kinder werden allmählich ganz gefangen genommen" (S.E. 193).

Die Kinder erweisen sich aber auch darin als Masse, daß sie sich untereinander vertragen und sozial verhalten, auch dies infolge einer wechselseitigen Identifizierung untereinander, auf Grund gemeinsamer Liebe zur Leiterin[2]. Außerdem wollen wir gerade in diesem Punkt nicht vergessen, daß Montessori hierin aktiv mit Lob und Tadel eingreift.

Jedenfalls aber stimmt es nicht, daß die Montessori-Lehrerin nicht mehr der Mittelpunkt aller ist. Sie ist es viel mehr als jeder andere Lehrer. Sie hat viel mehr Autorität als jeder andere Lehrer, hat es also nicht notwendig, sich darauf zu berufen[3]. Im übrigen ist eine Autorität, auf die man sich erst berufen muß, keinesfalls viel wert; erst wenn das Kind sie nicht spürt, ist sie wirksam im guten Sinn.

Der Gehorsam der Masse der Kinder gegenüber der gemeinsamen Lehrerin erklärt sich bei der Montessori-Methode auf dieselbe Weise wie bei allen anderen Massenbildungen, aus der Identifizierung der Kinder mit der Lehrerin und der Kinder untereinander; wobei diese Massenbildung immer neu gestärkt wird durch die Masse zu zweien, Lehrerin—Kind, die bei jeder Einzelunterweisung wieder aufgenommen wird.

Was immer die Lehrerin sagt und tut, wird vom Kind zur Errichtung des Über-Ichs verwendet; das allen gemeinsame Über-Ich ermöglicht den Kindern die Identifizierung untereinander und erhöht anderseits die Stellung der geliebten Lehrerin.

Da die Beschäftigungen so weit als möglich frei gewählt sind, hat das Kind keine Gelegenheit, sich gegen die Erzieherin aufzulehnen, es hat

1) Freud: „Massenpsychologie und Ich-Analyse." Kap. 6, 7, Ges. Sch. Bd. VI.
2) Freud: „Massenpsychologie und Ich-Analyse."
3) Analyse E. Glückselig: „Erziehung auf wissenschaftlicher Grundlage", S. 10.

keine Ursache, auf sie böse zu werden, und ordnet sich ihr daher willig unter in den wenigen Dingen, die von ihm verlangt werden. Die freie Wahl der Beschäftigung fördert daher die Bereitschaft zur Disziplin.

Die Wirkung der Tätigkeit

„Freiheit ist Tätigkeit. Die Zucht muß aus der Tätigkeit hervorgehen" (S. E. 1). Das heißt also, die Zucht muß aus der Tätigkeit hervorgehen. Und wir verstehen richtig, was Montessori meint, denn sie sagt an anderer Stelle: „Der Wegbereiter einer wirklichen Zucht ist die Arbeit" (S. E. 25), und sie führt näher aus, es müsse aber eine Arbeit sein, welche ein menschliches Wesen aus innerem Antrieb zu tun verlangt (S. E. 26). Die Tätigkeit des Kindes soll so frei als möglich sein, sie ist es aber natürlich doch nur in den von dem speziellen Montessori-Material gesteckten Grenzen. Sehen wir uns also einmal die Tätigkeiten und Arbeiten des Kindes an, die das Wunder der Zucht vollbringen. Wir nehmen dazu den angegebenen Stundenplan zu Hilfe; Montessori betont zwar, daß er in der Praxis nicht ganz eingehalten wird, aber es kommt uns ja auf die verschiedenen Tätigkeiten an. Die Reihenfolge wird sich mit individuellen Unterschieden, da ja das Kind frei wählt, von selbst ergeben (S. E., Stundenplan, S. 112).

Nach Empfang und Begrüßung ziehen die Kinder ihre Schürzchen an und helfen einander dabei. Dann folgt die sogenannte Sprachübung: Die Kinder erzählen, was man gestern getan hat. Die Gespräche sind nach Pausen, wie Sonn- und Feiertagen, ausgedehnter als sonst. Die Lehrerin wird gewarnt, sich nicht zuviel Intimitäten erzählen zu lassen; vielmehr soll sie das Kind von seinen Beziehungen zu den Eltern und ähnliches erzählen lassen (S. E. 117). Uns schiene dieses Mitteilen umso wichtiger, je intimer es wäre, aber was immer das Kind erzählt, hat für es selbst Bedeutung. Es scheint mir der Wert dieser Erzählung des Kindes nicht nur in der „Sprachübung" zu liegen; auch nicht nur in dem Kontakt, den die Lehrerin auf diese Weise mit dem Kind und über das Kind mit dem Elternhaus bekommt: dieses Gespräch hat einen unmittelbaren Zusammenhang mit der Zucht des Kindes; L. Roubiček schildert das in einem Aufsatze so, daß sie sagt, das Kind erleichtert sein Herz[1]. Wir kennen die Erleichterungen, die es verschafft, mit einem Menschen über die Dinge zu reden, die einen bedrücken oder auch nur beschäftigen. Die katholische Kirche benützt diesen Umstand seit Jahrhunderten in der Beichte. Die Psychoanalyse verwendet ihn in der Behandlung der Neurotiker. Die Wirkung beruht anscheinend darauf, daß mit dem Reden zugleich sich auch die Affekte entladen, die sonst anderweitig vielleicht störend zum Ausdruck gekommen wären. Das Kind hat also in diesem Morgengespräch sicherlich einen Teil seiner Affekte abreagiert.

---

1) L. Roubiček: „Aus dem Tagebuch einer Montessorilehrerin." (Elsa.) Monatsschrift „Soziale Arbeit", 1924, Heft 5/6.

Nachdem das Kind auf diese Weise beruhigt ist, geht es an seine Arbeit. Nach dem vorliegenden Stundenplan beschäftigt es sich mit Übungen an dem Entfaltungsmaterial. Wir wissen, es könnte auch eine andere Beschäftigung sein, aber meistens ist es diese, die das Kind wählt. Die Unterweisung geschieht nicht im Kollektivunterricht, der im allgemeinen zurücktritt, sondern im Einzelunterricht (S. E. 103). Dabei geht die Forderung dahin, die Persönlichkeit der Lehrerin müsse vollkommen zurücktreten, es dürfe nur der Gegenstand zum Kind sprechen. Ohne den Wert des Materials oder der Methode im mindesten herabsetzen zu wollen, meine ich doch, daß die Einzelunterweisung nicht nur sachlich, sondern auch psychologisch ungeheuer viel mehr leistet, als die Montessori-Lehrer wahr haben wollen: Die Beschäftigung der Lehrerin mit jedem einzelnen Kind, auch wenn sie rein sachlich ist, schafft eine starke Bindung zwischen Kind und Lehrerin. Da aber das Kind aus Liebe zu jemandem, ich möchte beinahe sagen, zu allem zu bringen ist, ist dieses Zurücktreten der Lehrerin, so viel verlangt und gepriesen, eben nur ein scheinbares. Es könnte sogar sein, daß das Kind eine Arbeit ihr zuliebe wählt und gut macht. Es sieht die anderen Kinder mit Arbeiten beschäftigt, die die geliebte Lehrerin anscheinend billigt, und will es ihnen gleichtun, auch wenn es innerlich nicht zu dieser Arbeit gedrängt ist.

Das Entfaltungsmaterial selbst bietet überdies dem Kinde mannigfache Gelegenheit, seine Phantasien unterzubringen. Nelly Wolffheim bringt in ihrem Aufsatz „Psychoanalyse und Kindergarten“ [1] hiefür eine Reihe von Beispielen. Die lustvolle Wiederholung ist auch zum Teil auf die lustvolle Wiederholung der Phantasie und nicht der Handlung an sich zurückzuführen. Dies müßte aber am Material selbst untersucht werden.

Eine andere Beschäftigung, die das Kind hätte wählen können, wäre Zeichnen oder Formen in Ton.

Beides gibt dem Kinde die Möglichkeit, gewisse Triebe zu befriedigen: Wir wissen aus der Psychoanalyse und aus der Kinderbeobachtung, daß das Kind in seiner Entwicklung eine anale Phase durchmacht. Es liebt im Kot zu spielen, manche Kinder spielen, oder wollen gerne mit ihren eigenen Fäkalien spielen, sie machen sich mit Vergnügen schmutzig. Das Ausfüllen der geometrischen Formen mit Farbe, das Kneten von Ton oder Plastilin geben dem Kinde die Möglichkeit, seine analen Triebe in sublimierter Form zu befriedigen. Gibt man aber dem Kind die Möglichkeit, frei zu zeichnen und zu formen, so kann diese Beschäftigung noch viel mehr für das Kind bedeuten. Was es erlebt hat und was es beschäftigt, kann es oft zeichnen, während es dieselben Dinge oft nicht sagen kann, weil sie nicht bewußt sind, oder weil das Kind den Wortausdruck nicht zur Verfügung hat, die Darstellung aber ist ihm möglich. Das Kind findet Gelegenheit, Inhalte zu gestalten und abzureagieren, ähnlich wie im Gespräch. Dies geschieht

1) Nelly Wolffheim: „Psychoanalyse und Kindergarten.“ Diese Zeitschrift Bd. IV (1930), Heft 4/5, S. 185.

in einer Reihe von Montessori-Kindergärten, Montessori selbst aber lehnt es ab, wie jede andere Phantasietätigkeit.

Ein wesentlicher Teil der dem Kind gebotenen Beschäftigungen ist dem täglichen Leben entnommen; das Kind erledigt die häuslichen Geschäfte, die Pflege seiner Person, wie ein Erwachsener. Was jedes Kind gewissermaßen sinnlos, im Spiel tut, wird hier zur wirklichen Leistung und damit um so befriedigender. Es gibt ihm eine gewisse Zufriedenheit, zu sehen: „was der Erwachsene kann, kann ich auch". Gleichzeitig wirkt es seinem Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem Erwachsenen entgegen und seiner daraus entstehenden Wut und Angst.

Das verfolgte Ziel ist aber nicht nur, das Kind selbständig zu machen, sondern auch seinen Betätigungsdrang zu befriedigen. „Das Kind verschmäht alles schon Erreichte, es geht auf das noch zu Erstrebende aus, z. B. zieht es die Tätigkeit des Ankleidens dem Zustand angekleidet zu sein vor. Es zieht die Handlung des Sich-Waschens der Befriedigung rein zu sein vor und macht sich lieber sein Häuschen, als daß es sich ein solches geben läßt" (S. E. 331).

Diese Betätigungen haben aber wieder den Vorteil, daß sie, da ja frei gewählt, die verschiedensten Triebe zur Befriedigung kommen lassen. So z. B. können häufig Betätigungen der Reinigung als Reaktionsbildungen Befriedigung der Analität sein. Ja zuweilen kann man sie noch nicht einmal als Reaktionsbildungen auffassen: Das Kind, das seine Hände über und über mit Seifenschaum bedeckt, gleichsam schmutzig macht, um ihn dann wieder abzuwaschen, ist häufig ebenso imstande, sie ganz mit Schlamm zu bedecken, beides beliebte und bekannte Spiele der Kleinen. Die Billigung des Erwachsenen beim Spiel mit Seife, seine Mißbilligung beim Spiel mit Schlamm bringt das Kind dazu, das mißbilligte Spiel aufzugeben, das andere umso intensiver fortzusetzen.

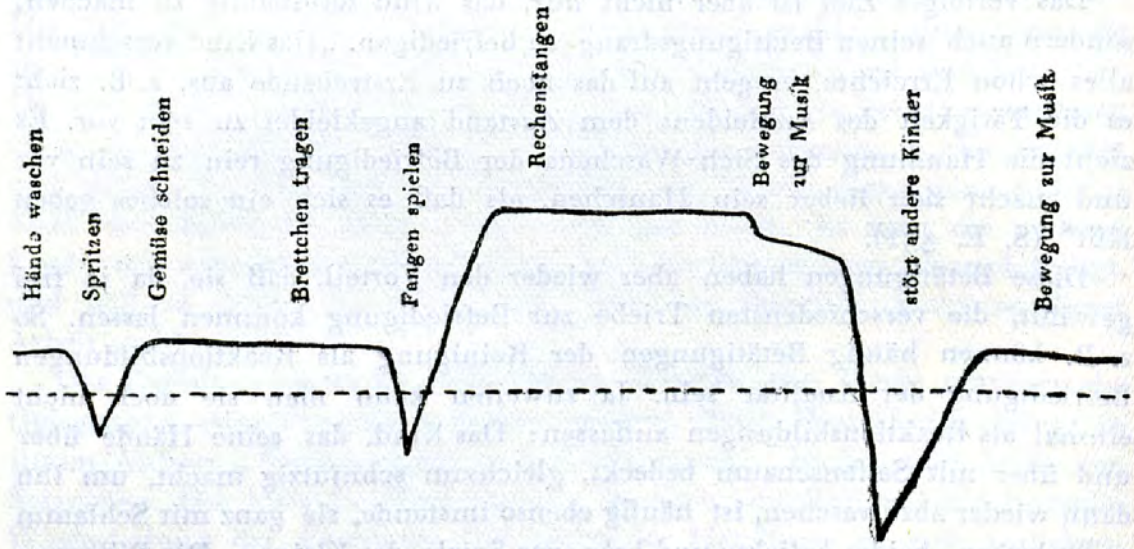
Eine andere Reihe von Betätigungen ist imstande, den Sadismus und Agressionstrieb zu befriedigen. Die Arbeitskurve des kleinen Hansi, die L. Roubiček in ihrem Tagebuch[1] bringt, (s. Abb. S. 330) ist dafür sehr interessant.

Nach ihrer Beschreibung bedeutet die gestrichelte Linie „Ruhe"; betätigt sich das Kind, so erhebt es sich über diese „Ruhelinie", und zwar desto mehr, je konzentrierter es bei seiner Arbeit ist. Stört es seine Kameraden und bewegt es sich sinnlos, so sinkt die Kurve unter die Ruhelinie. Die Kurve zeigt ein Ansteigen der Konzentration, deren Höhepunkt in der Rechenarbeit erreicht wird; der Anstieg ist nicht stetig, sondern ist durch zwei Tiefpunkte — Spritzen und Fangenspielen — unterbrochen. Nach dem Höhepunkt der Leistung folgt der tiefste Punkt der Kurve — Stören der andern Kinder, — um sich dann wieder auf eine mittlere Konzentrationshöhe zu erheben, wo sie dann auch bleibt. In dieser Kurve lassen sich leicht je zwei Phasen vereinigen: Händewaschen und Spritzen, sichtlich

1) L. Roubiček: „Aus dem Tagebuch einer Montessori-Lehrerin." (Hansi.) „Soziale Arbeit", 1924, Heft 5/6.

dieselbe Beschäftigung, d. h. Spielen mit Wasser; das eine Mal sinnvoll sozial verwertet, das andere Mal „sinnlos", aggressiv. — Gemüseschneiden, Tragen der Brettchen, — und nachfolgend Fangespielen: Er schneidet mit Feuereifer, und die Lehrerin kennt das als eine seiner Lieblings-Beschäftigungen. Es wird wohl nicht nur der „sichtbare Erfolg" sein, der ihm diese Tätigkeit angenehm macht, sondern auch das Schneiden an und für sich, als sadistisch-aggressive Handlung.

Diese Vermutung bestätigt sich, wenn er, nachdem er seine Lebhaftigkeit beim Tragen der Brettchen beherrscht hat, sich im wilden Fangespielen austobt. Jetzt, nachdem er durch eine Reihe triebnaher Betätigungen



seinen unverkennbaren Sadismus befriedigt hat, geht er zu einer Arbeit über, die schon zu den Sublimierungen gehört: er rechnet und tut dies mit großer Intensität. Schließlich läßt er sich durch die Musik ablenken; er bewegt sich im Takt, läßt seine Muskeln spielen, doch als er müde ist, kann er nicht umhin, den andern Kindern ein Bein zu stellen; dann tanzt er wieder mit.

Deutlich ist zu sehen, daß sein Tätigkeitsdrang eigentlich Sadismus, Aggressionstrieb ist. Die Beschäftigungen, die ihm zur Verfügung gestellt werden, ermöglichen es ihm, diese Triebe teils in erlaubter Form zu betätigen, teils zu sublimieren, anderseits aber befähigt ihn diese teilweise Befriedigung, den Rest seiner sadistisch-aggressiven Tendenzen zu beherrschen. Im Moment der Ermüdung aber ist er dazu nicht mehr imstande, und seine Aggressionen brechen durch. Es ist wohl bei der Mehrzahl der Kinder so und nicht umgekehrt, daß wie L. Roubiček meint, der Tätigkeitsdrang in Zerstörungswut ausartet[1].

Das Einzigartige der Montessori-Methode scheint mir gerade darin zu bestehen, daß sie eine Anzahl von Trieben nicht unterdrückt, sondern sie

1) L. Roubiček: „Montessori-Methode und Kindergartenreform." Seite 20 im Heft Analyse.

verwendet, sei es in Form von triebnahen, sublimierten oder reaktiven Handlungen. So findet das Kind z. B. reichlich Gelegenheit, seine Arbeit und sein Können der Lehrerin und den Kameraden zu zeigen, aber auch den andern bei ihren Beschäftigungen zuzusehen: es darf sich zeigen, sich bewundern lassen und das Gleiche bei den Andern tun.

Die Beobachtungen berichten uns von Untersuchungen, Vergleichen, Zeigen und Beschauen der Genitalien. Montessori schreibt, daß jene, „deren Sinne stumpf und taub sind, ihre Vergnügungen in Onanismus, Alkoholismus, Neigung, die sinnlichen Handlungen Erwachsener zu belauschen," finden (S. E. 208). Wir vermuten, daß es sich im Zeigen von Leistung und Können um einen Ersatz der ursprünglichen Exhibitions- und Schaulust handelt, daß dies also die Basis der Sublimierung ist, während jene, „deren Sinne stumpf und taub sind", zu diesen Sublimierungen nicht gekommen sind.

Außer zum Arbeiten am gebotenen Material und zu den praktischen Betätigungen hat das Kind auch Gelegenheit zu Kreisspielen oder zu freiem Spiel in kleinen Gruppen zu zweit und dritt. Solche Arbeiten und solche Spiele lassen bald diesen, bald jenen Trieb mehr zur Geltung kommen. Das Kind wählt frei und zwar eine Arbeit oder ein Spiel, welches dem gerade lebhaften Trieb entspricht. Wir können daher seine Beschäftigung als triebnotwendig bezeichnen. Die Folge der freien Wahl ist, daß das Kind eine gute Verwendung seiner Libido findet, und dadurch scheint uns die Konzentration des Kindes ermöglicht: Die Arbeit ist entweder selbst triebbefriedigend, oder es ist ihr eine solche gerade vorausgegangen. Das Kind kam zur Ruhe und hat nun seine ganzen Energien für die andere Arbeit frei. Anderseits wird ein Kind, das so mannigfache Gelegenheit hat, seine Triebe in irgend einer Form zu befriedigen, rein theoretisch, ein ausgeglichenes, zufriedenes Kind sein. Es wird daher auch dem Erzieher gegenüber nicht so viel Aggression freihaben als ein weniger befriedigtes Kind, ihm daher weniger Widerstand entgegensetzen, das heißt, besser gehorchen.

Alle Beschäftigungen, die Montessori dem Kind bietet, haben nach ihrer Meinung den Zweck, die Sinne des Kindes so zu entwickeln, daß das Kind seine Vergnügungen nicht „in Onanismus, Alkoholismus, Neigung, die sinnlichen Handlungen Erwachsener zu belauschen," findet. Sie haben auch den Sinn, das Kind seinen Phantasien zu entreissen, da Montessori der Meinung ist[1], daß sie das Kind der Realität entfremden, aber nichts

1) . . . Des Kindes Geist hält sich lieber im Reiche der Phantasie auf . . . Seine geistigen Energien erschöpfen sich, indem sie sich immer weiter von ihren normalen Funktionen entfernen und so ein nutzloses Instrument des Geistes werden, der sie zur Ausgestaltung des inneren Lebens brauchen würde. Leider glauben viele Leute, daß das Phantasieren, welches tatsächlich die Persönlichkeit zersetzt, sie aufbaue. Ihre Meinung geht dahin, daß das Innenleben aus sich selbst heraus schöpferisch sei, — in der Außenwelt aber gäbe es nichts oder nur Schatten, Kieselsteine und welke Blätter.

Aber im Gegenteil, das Innenleben baut sich auf der Grundlage einer einheitlichen Persönlichkeit auf, die gut in der Außenwelt orientiert ist. Der schweifende

für die Entwicklung des geistigen Lebens leisten; sie hält die Phantasie-Tätigkeit für *„an atrophy of the very organs whose functions are essential to the spiritual life."*

Die Annahme, daß die Phantasietätigkeit das Kind der Realität so sehr entfremdet, daß es nicht mehr zu ihr zurückfindet, scheint nur für das psychisch kranke Kind zuzutreffen. Ob ein solches dadurch zu heilen ist, daß man es hindert zu phantasieren, bleibe dahingestellt; es kommt darauf an, ob die Verdrängung seiner Phantasien gelingt oder mißlingt. Das gesunde Kind phantasiert zeitweilig, anscheinend ohne Schaden zu nehmen. Ja, ich schließe mich der Meinung jener an, die ein gewisses Maß von Phantasietätigkeit für das Kind für wünschenswert halten: Sie hilft dem Kind über gewisse Schwierigkeiten der Realität hinweg, besonders über jene, die sich aus dem Ödipus-Komplex ergeben. Das Kind hat nicht wie der Erwachsene die Möglichkeit, seine Sexualtriebe zu befriedigen; einen Teil davon sublimiert es wie der Erwachsene, vielleicht sogar mehr als dieser; den Rest befriedigt der Erwachsene im Sexualverkehr, das Kind in der Phantasie, die es häufig mit Onanie verbindet. Auch ein geringes Maß von Onanie scheint erfahrungsgemäß für das Kind normal zu sein.

Außerdem fördert die Phantasietätigkeit gewisse künstlerische, literarische Fähigkeiten — Dichtungen sind nichts anderes als bearbeitete Phantasien — aber eben doch Phantasien. Es scheint mir eine bei Frau Montessori sonst fremde Engherzigkeit, gerade diese Fähigkeiten nicht zur Entfaltung kommen lassen zu wollen. Es ist ein Teil der psychischen Realität des Kindes, den sie unterdrücken, nicht entfalten will.

Wir fassen zusammen: Die Arbeit am Entfaltungsmaterial ist für das Kind befriedigend, nicht nur weil sie der Entwicklung seiner Sinne und Fähigkeiten dient, sondern auch zum großen, vielleicht größten Teil, weil das Kind dadurch befriedigt ist, daß es Gelegenheit findet, seine Triebe in triebnaher Form zu betätigen; das erleichtert auch die Konzentration. Es scheint uns allerdings, daß die Beschäftigungen, die dem Kinde geboten werden, nicht allen Trieben gleichmäßig gerecht werden.

Wir sehen das Abreagieren und Sublimieren von Analität, Sadismus, Aggression; wir sehen nur Verdrängung der Genitalität. Die so verlangte Verdrängung ist umso stärker, als diese Erziehung im richtigen Gefühl des Zusammenhanges auch die Phantasietätigkeit zu unterbinden trachtet.

Geist, der sich von der Wirklichkeit scheidet, trennt sich damit von seiner normalen Funktion, das heißt, er trennt sich von der Gesundheit . . .

Aufmerksamkeit auf die wirklichen Dinge und die spätere Nutzanwendung dieser Aufmerksamkeit wird unmöglich. Es ist eine feine Unterscheidung, aber dieses fälschlich sogenannte Leben in der Phantasie ist ein Verkümmern gerade jener Organe, deren Funktion für das geistige Leben wesentlich ist.

. . . Sobald die Fähigkeit erlangt ist, die Gedanken an realen Dingen festzuhalten, wird der Geist gesunden und wieder normal funktionieren. (M. Montessori: „On Discipline, the Call of Education", 1924, c. 1. Nr. 3, 4. S, 186 ff.)

Wir verstehen die Ursache dieser Einstellung, wenn wir uns daran erinnern, daß Montessori Onanismus und kindliche Sexualforschung in eine Reihe mit dem Laster des Alkoholismus stellt. Das Ziel, das sie mit der Erweckung der kindlichen Fähigkeiten verfolgt, ist, das Kind von seinen Trieben abzulenken. Was wir an Befriedigung der Triebe sehen, hat sich, von Montessori ungewollt, eingeschlichen; und zwar ist dies dadurch möglich, daß dem Kind zwar keine absolute, aber eine relative Freiheit in der Wahl seiner Beschäftigung geboten wird: Es findet daher die ihm triebnotwendige Beschäftigung — in den Grenzen der erlaubten Beschäftigung.

Der Gehorsam des Kindes der Lehrerin gegenüber und die Verträglichkeit der Kinder untereinander sind, wie ich zu zeigen versuchte, zum Teil aus ihrer Beziehung zur Lehrerin, infolge der Identifizierung mit ihr und untereinander zu erklären. Das Material bietet Gelegenheit, einen Teil der Aggressionen zu verwerten, die Selbsttätigkeit des Kindes stärkt sein Selbstgefühl und mindert seinen Trotz. Das Material hat daher auch andere Bedeutung, als Montessori ihm zuschreibt.

Die relative Freiheit des Kindes und die dadurch ermöglichte gute Beziehung zu Erziehern und Kindern scheint uns von überragend größerer Wichtigkeit zu sein als das „Material".

Wohin führt die Nackterziehung?

Ein Beitrag zur Frage: Kind und Nacktheit

Von Therese Mülhause-Vogeler, Frankfurt a. M.

Als im Doppelheft vom November und Dezember 1928 der Zeitschrift für psychoanalitische Pädagogik die Frage der Nackterziehung und ihrer Folgen von verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet wurde und Nackterziehung von vielen, wenn nicht direkt so doch indirekt verneint wurde, da waren wir, die wir in der Freikörperkultur stehen und unsere Kinder „nackt" erziehen, uns klar, daß hier in den angeführten Beispielen etwas nicht stimmte. Unsere Erfahrung besagte ganz anderes, als hier angeführt wurde. Und in der Tat hatte man gar keine Beispiele aus der Freikörperkultur bringen können, sondern begnügte sich mit Fällen, wo ein Zufall oder eine krankhafte Veranlagung Nacktheit innerhalb der Familie gelegentlich brachte. Selbstverständlich muß eine solche zufällige Nacktheit bei sonstigem Verbergen des nackten Leibes anders wirken als eine gewöhnte, häufige, nicht nur in der Familie, sondern auch in größerem Kreise bei vernünftiger Gelegenheit (Sport, Spiel, Sonnen-, Wasser- und Luftbad) geübte Nacktheit. Bei solcher zufälligen Nacktheit, die auf ein „nicht genügend in Acht nehmen" zurückzuführen ist, muß sich ja das Kind, dem diese Nacktheit sich zeigt, erschreckt und angestoßen fühlen, weil es hier etwas schaut,

das ihm sonst „verboten“ ist. Ebenso muß Nacktheit wirken, die absichtlich in der Familie zur Schau getragen wird auf Grund einer krankhaften Veranlagung.

In der Nackterziehung aber, wie sie die Freikörperkultur versteht, liegen die Dinge doch wesentlich anders. Die meisten Kinder verlernen die Nacktheit erst garnicht, sondern kennen von frühester Zeit an es nicht anders, als daß man in der Familie bei allen möglichen Gelegenheiten, Bad oder Morgenwäsche, Gymnastik, ja, an heißen Tagen auch bei der Arbeit nackt ist, soweit sich das mit der Rücksichtnahme auf andersdenkende Nachbarn vereinigen läßt. Ferner kennt das Kind nicht nur die eigene Familie nackt, sondern auch den häufig recht großen Kreis von Kameraden, die gleich ihm selber das Gelände der Freikörperkulturorganisation besuchen, um sich ganze Tage hindurch dort nackt zu tummeln.

Immerhin war es möglich, daß sich uns Erwachsenen die Einwirkung der Nacktheit auf die Kinder anders darstellte, als die Wirklichkeit aussah. Es war daher von Wichtigkeit zu erfahren, wie Kinder selbst sich zur Nacktheit äußern würden, ob irgendwelche Hemmungen und Befangenheiten vorhanden wären, die wir Erwachsenen nicht bemerkt hätten.

Diese Überlegung führte dazu, daß der Robert Laurer-Verlag, dessen beide Zeitschriften „Lichtland“ und „Lachendes Leben“ zweifellos die besten und die am meisten verbreiteten Freikörperkulturzeitschriften in Deutschland sind, in diesen beiden eine Rundfrage an die Kinder von in Freikörperkultur lebenden Eltern stellte, die darüber Aufklärung schaffen sollte.

Zn diesem Zwecke waren die Fragen so gestellt, daß bei Befangenen die Hemmungen sich verraten würden, bei Unbefangenen auch keine Befangenheit erst erregt werden konnte. Die Frage nach dem Namen ergab das Geschlecht des Kindes, die nach dem Alter sowie nach dem Eintritt in die Freikörperkulturbewegung ergab die Länge der Zugehörigkeit zu einer Organisation. Dies zu erfahren war schon deshalb wichtig, weil in Fällen, wo der Eintritt später erfolgte, vielleicht gar erst in der Pubertätszeit, Hemmungen leichter anzunehmen waren als bei verhältnismäßig frühem Eintritt in die Freikörperkulturbewegung. Der Wohnort verriet, ob vorwiegend katholische oder evangelische Einflüsse sich geltend machen konnten. Fragen nach der Geschwisterzahl und häuslichem Nacktleben erwiesen die gemeinsame Nacktheit in der Familie.

Mehr schon konnten die Fragen erbringen, die sich mit dem üblichen Geländeleben sowie besonderen Erlebnissen auf dem Gelände befaßten. Hier war durchaus die Möglichkeit gegeben, daß aus den Erlebnissen auf Hemmungen Rückschlüsse gemacht werden konnten. Noch stärker war das möglich bei den Fragen, die sich direkt auf das Nacktsein auf dem Gelände bezogen, wie etwa, „wann bist du nicht gern nackt?“ Wenn irgendwann, dann müßten hiebei die verborgenen Hemmungen ans Tageslicht kommen.

Welches war nun das Ergebnis? Zuerst dürfte interessant sein, daß sich weit mehr Mädchen an der Beantwortung der Rundfrage beteiligten als Knaben, nämlich sechzig Prozent. Ob das auf die größere Aufgeschlossenheit des weib-

lichen Geschlechtes im allgemeinen, auf die Neigung, sich zu äußern, zurückzuführen ist, ob auf die größere Trägheit bei Knaben, oder ob vielleicht nur auf die ungleiche Anzahl der Knaben und Mädchen in der Freikörperkultur überhaupt, das kann ich mangels genügender Unterlagen nicht entscheiden.

Bedeutsam erscheint aber, daß gerade die Beantwortung der Fragen, die geeignet waren, Hemmungen aufzuzeigen, bei fast allen Kindern die gleiche positive Einstellung zur Nacktheit brachten. Die Kinder stellen zu einem großen Teile fest, daß sie „immer gern nackt" sind. Wo das nicht zutrifft, heißt die Antwort auf die Frage „wann bist Du nicht gern nackt" in vielen Fällen, „wenn es kalt ist" in andern „bei Regen oder Schnee", bei einigen heißt es „wenn es windig oder stürmisch ist". Wir sehen also in nahezu allen Fällen, eine absolute Bejahung der Nacktheit, nur hier und da beeinträchtigt durch Witterungseinflüsse, auf die die Kinder teils infolge noch ungenügender Gewöhnung, teils vielleicht auch infolge ihrer Körperkonstitution reagieren. Dabei bleibt es völlig gleichgültig, ob diese Kinder aus mehr katholischer oder mehr evangelischer Umgebung stammen.

Gewiß gehen die Eindrücke von anders eingestellter Umwelt an ihnen nicht immer spurlos vorüber. Ein älterer Knabe berichtet davon, daß die Nacktheit zu Hause durch die Möglichkeit der Nachbarn, in die Wohnung Einsicht zu nehmen, eingeschränkt sei. Dies ist nur Feststellung einer Tatsache, nicht aber resultiert daraus irgend eine Beklemmung der Nacktheit gegenüber. Denn gerade dieser Junge weiß sehr schön und unbefangen von seinen Erlebnissen auf dem Gelände, das er mit seinen Eltern besucht, zu erzählen. Ebenso registriert ein anderer einfach, daß man zu Hause nicht nackt sein könne, „wenn die Großmutter da ist. Sie schimpft". Man läßt also in diesem Falle Nacktheit beiseite mit Rücksicht auf die Großmutter. Irgend einen Einfluß auf die zustimmende Haltung zur Nacktheit hat das nicht.

In einzelnen Fällen, ganz wenigen allerdings und da bei etwas älteren Kindern (elf bis vierzehnjährigen) findet sich eine Abneigung gegen Nacktheit „bei Leuten, die so dumm sind und uns nicht verstehen", oder „bei den Leuten des Alltags" oder „wenn alle andern Zeug anhaben". Auch hier aber ist festzustellen, daß niemals der Gedanke auftritt, als sei das, was man auf dem Gelände tut und treibt, als sei die völlige Nacktheit, etwas, was nicht recht wäre. In all den eben angeführten Fällen zeigt sich vielmehr eine große Sicherheit über die Richtigkeit der eigenen Einstellung und eine gewisse freundliche Rücksichtnahme und Toleranz gegenüber Andersdenkenden. Diese muß sich naturgemäß ergeben, da ja die Freikörperkultur noch immer gegen Andersdenkende einen schweren Kampf zu führen hat, der natürlich auch Gegenstand der Unterhaltung der Erwachsenen ist. Die Kinder hören das und bilden ihre Haltung dazu nach dem Vorbilde der Erwachsenen.

Die Frage nach Geländeleben und Erlebnissen ergab durchgehends Berichte über schöne Feste auf dem Gelände (Sonnwendfest, Sommerfest) über Naturerlebnisse, bei denen insbesondere die Erlebnisse mit Tieren eine große Rolle spielen, über sportliche und Spielerlebnisse.

Man kann also sagen, daß das Gesamtergebnis der Rundfrage war, daß die Einstellung der Kinder zur Nacktheit eine durchaus natürliche und unbefangene ist. Nun muß ja freilich dazu bemerkt werden, daß auch die ganze häusliche Erziehung in Freikörperkulturkreisen anders ist als die herkömmliche. Das berüchtigte „Schäm Dich!" kommt, mindestens in Beziehung auf irgendwelche Körperteile, nicht vor. Das Kind lernt das Schämen nicht erst, braucht es daher auch nicht wieder zu verlernen. Daraus ergibt sich übrigens der sehr klare Schluß, daß, wenn es überhaupt eine Art angeborenen Schamgefühls gibt, was unsere Gegner so gerne behaupten, dieses sich bestimmt nicht auf den Leib bezieht.

Ergänzende Berichte der Eltern, die sich durchgehends darauf beziehen, daß die Erziehung der Kinder durch das in gemeinsamer Nacktheit geschaffene Vertrauensverhältnis und die daraus entstandene Kameradschaftlichkeit leichter ist, weisen hier und da auch ganz klar auf, daß durch Nackterziehung beginnenden Komplikationen auf dem Gebiete des Geschlechtslebens sowie etwa möglichen Neurosen gut entgegengearbeitet wird. Auf diese Berichte hier einzugehen, würde etwas zu weit führen. Auch dürfte das auf breiterer Grundlage, mindestens im Rahmen eines besonderen Aufsatzes ergiebiger sein.

Wir möchten gerade den Anhängern der Psychoanalyse, zu denen ja auch ein Teil unserer Mitglieder zählt, durch diesen Bericht Gelegenheit und Anregung geben, sich mit der Frage der Einwirkung der bewußten und systematisch betriebenen Freikörperkultur auf die Seelen näher zu befassen. Es ist vielleicht schade, daß so wenige oder vielleicht gar keine Anhänger der Freikörperkultur zu Analytikern in die Behandlung kommen. Sie haben wahrscheinlich gar nicht das Bedürfnis danach, weil sie von Neurosen nicht geplagt werden. Aus bloßer Wißbegierde sich analysieren zu lassen, was an sich bestimmt interessant wäre, verbietet bei heutigen Zeitläuften die Notwendigkeit, sein Geld für die dringendsten Bedürfnisse täglichen Lebens zusammenzuhalten. So sind wir bei den Nachforschungen auf diesem Gebiet auf die zufälligen Ergebnisse aus der Freikörperkulturbewegung angewiesen oder auf solche, die, wie das hier vorgelegte, durch Rundfragen zustandekommen. Immerhin bedeutet die Freikörperkultur für den geschulten Psychoanalytiker eine neue Gelegenheit der Forschung.

Pfarrer Dr. Oskar Pfister, Zürich:

Psychoanalyse und Weltanschauung

Geheftet M 5.60, Ganzleinen M 7.—

Inhalt: Psychoanalyse und Weltanschauung: PsA. und Positivismus. PsA. und Metaphysik. Die Ausbildung der sittlichen Persönlichkeit — Die Illusion einer Zukunft (Eine freundschaftliche Auseinandersetzung mit Prof. Freud): Freuds Kritik der Religion. Der Glaube an die menschheitsbeglückende Wissenschaft.

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I.

Beim Lesen schöner Geschichten

Von Karl Pipal, Guntramsdorf

Besonders arg wird der dreizehnjährige Erich St., der Sohn eines Wirtes, von aufregenden Geschichten ergriffen. Ich hatte Gelegenheit, mit ihm längere Zeit in Fühlung zu bleiben und wurde allmählich sein „Vertrauter". Zwanglose Aussprachen, Mitteilungen, Briefe und Fragen gewährten mir Einblick in sein Innenleben und zeigten mir manches, das mir gerade im Anschluß an unser Thema[1] der Veröffentlichung wert zu sein scheint.

Hier sein Aufsatz: Wenn ich daheim sitze und irgendeine Räubergeschichte lese, so fange ich immer an, mit dem ganzen Körper herumzufuchteln, aber dabei werde ich so aufgeregt, daß ich dabei ganz dumm und stumm dasitze, als wäre ich ein Irrsinniger von Steinhaus (gemeint ist die Wiener Heil- und Pflegeanstalt für Geistes- und Nervenkranke Am Steinhof). Wenn mich unter der Zeit jemand fragt, so schaue ich ihn ganz dumm an. So einige Geschichten sind z. B.: „Ali Baba und die vierzig Räuber", „Eine Nacht auf dem Walfisch", „Die Todeskarawane", „Die Propellerinsel", „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meere" — oder wenn von uns jemand etwas erzählt, z. B. von einem Mord oder einer Explosion oder einem Einbruch oder irgend etwas recht Aufregendes oder ein schreckliches Abenteuer oder zauberhafte Geschichten.

Obwohl ihn schon früher die Leidensgeschichte des armen Zwerges Nase mächtig ergriff, will er die in seinem Aufsatz geschilderten Erregungszustände erst seit zwei Jahren kennen. Sie wurden durch die überaus anschaulichen Erzählungen seines Vaters ausgelöst, der gerne selbstgesehene Kriegsgreuel den Gästen zum besten gab, ohne auf Erich Rücksicht zu nehmen, und stellten sich dann auch bei aufregenden Filmen („Ben Hur", „Die Nibelungen", „Seeräuber") und bei der Lektüre ein. Aus gelesenen Büchern schrieb Erich aufregende Stellen in ein Heft ab und versah sie mit Anmerkungen. Erst viel später gelangte ich in den Besitz seiner Aufzeichnungen; Erich übergab mir Bruchstücke seines Exzerptheftes. Die Überschriften und beigefügten Anmerkungen sind darin mit roter Tinte geschrieben, „daß die Seite einen schöneren Überblick hat". Die festgehaltenen Stellen lernt er, merkt er sich vielmehr sehr leicht auswendig, kann jederzeit viele gleich hersagen, dagegen bereitet ihm das Erlernen eines Gedichtes oder eines Wissensstoffes ungeheure Schwierigkeiten. Begonnen hat er mit seinen Aufschreibungen beim Lesen der Geschichte „Ali Baba und die vierzig Räuber", dann verfiel er auf Karl May und wurde sein glühender Anbeter. Er kann sich kein schöneres Buch vorstellen als einen Band von Karl May.

Ich bringe nun seine Aufschreibungen zum Werke „Am Stillen Ozean":

Im Lung-Keu-fiang

Er griff nach Turnerstick, der nicht so lang war wie ich. Freilich kam er da bei einem Unrechten an. Der Kapitän (Turnerstick) packte ihn bei der Brust und spannte die Pistolen und setzte sie an die Brust. (Sehr aufregend.) Er hätte ihn gleich nieder-

1) Siehe Pipal: „Beim Lesen schöner Geschichten", I. Teil, Ztschr. f. psa. Päd., VI, 1932, Heft 4, S. 155.

schießen sollen! Unsere Gegner wurden gebracht. Das Gesicht des Richters war ein anderes geworden. Die Augen blickten zornig auf sie nieder, die nach chinesischer Etikette vor ihm auf den Knien liegen mußten . . . (Freudig über die Gegner.)

. . . und dort standen die Verurteilten bereits, mit den Blöcken auf dem Rücken. Die Blöcke waren aus dem ungemein schweren Agilaholze und lagen auf den Schultern der Gegner, deren Körper durch ein in der Mitte gelassenes Loch hervorblickten . . . (Über die gefangenen Gegner freudig.) Ich legte mich auf die Lauer, aber so, daß ich nicht bemerkt werden konnte.

Da kamen zwei Männer herbei, die hart vor mir stehen blieben. (Aufregend, hätten sie doch Charley bemerken können!)

Er verließ das Zimmer und schritt vor mir die Treppe hinab. Da sprangen plötzlich zwei Türen auf und zwei Männer faßten mich bei der Gurgel . . . (Sehr aufregend, sehr falsch und hinterlistig.)

Dschiahur versetzte jedem von uns so gewaltige Fußtritte, daß wir gefesselt Purzelbäume schlugen . . . (Im Original nur: Versetzte jedem von uns einige sehr unzweideutige Fußtritte.) — Dschiahur hätte wohl eine Million gewaltiger Fußtritte verdient!

Statt der Antwort schrie er, wie wir ihn in unseren Händen hatten, laut: Gefangen! (Dschiahur war feig, aber er hatte ein großes Maul mit seinen Raubkameraden, die unten am Felsen auf ihn warteten.)

Ein gellender, gräßlicher Schrei und Dschiahur stürzte in die Tiefe hinab. (Dschiahur hätte gemartert werden sollen, da er schon viele Menschenleben auf dem Gewissen hatte.

Dazu eine Zeichnung: Wir sehen einen Mann, der in der rechten Hand eine Flinte hält, kopfüber in einen Abgrund sausen. Um den Körper hat er einen Gürtel, in dem ein Pulverhorn und ein langes, spitzes Messer stecken. Auf einem Blatt finden wir die Qualen verzeichnet, die Dschiahur erdulden sollte. Natürlich ist alles mit roter Tinte geschrieben.

1) Er hätte zuerst einmal gut zu essen bekommen sollen, daß er beim Martern sehr stark ist.

2) Zuerst hätte er einmal an einen Baum gebunden werden und dann mit folgenden Martern gemartert werden sollen:

a) Mit spitzen, feinen Messern auf die Brust werfen, aber nur soviel, daß ihn die Messer nicht gleich töten;

b) mit glühenden Nadeln am Körper Zeichen einbrennen;

c) Fleischstücke wegschneiden, aber nicht viel, sondern wenig, daß er nicht gleich tot ist;

d) mit Messern in die Armmuskeln stechen;

e) ihm ein Auge herausstechen;

f) ihm in seine Wunden leichtgiftige Pflanzensäfte hineinrinnen lassen;

g) und dann mit einem wilden Mustang totschleifen lassen.

Beim Lesen solcher Stellen „fuchtelt er nicht bloß mit dem ganzen Körper herum", es kommt sogar vor, daß er wie ein Stück Holz umfällt. Wenn ihn dann jemand überrascht und dadurch stört, gerät er in höchste Wut und wird leicht aggressiv. Aber seine Bereitschaft, auf aufregende Stellen zu reagieren, ist Schwankungen unterworfen. Oft denkt er während des Tages gar nicht an seine Bücher, an sein Heft, dann kommt es wieder über ihn und er muß lesen, immer nur lesen, bis er folgende Gefühle ausgekostet hat: „Zuerst beim Lesen, wenn ein sehr aufregendes Stück kommt, anlaufendes Schwitzen, aber nur auf dem Rücken und in den Händen, ein Zittern, ein Reißen im Körper. Wenn ich einen Moment aufhöre vom Lesen, so schrecke ich mich wieder, wobei sich

der Schweiß noch mehr erneuert. Ich fühle mich nämlich als derjenige, dem sie etwas zuleide tun: Charley, Omar, Bob, Turnerstick und alle Freunde Charleys. Wenn sie den Kampf gewonnen haben, so verläuft der Schwitz (= Schweiß) und das Zittern. Nach dem Kampfe des Lesens (= nach dem Lesen der Kampfszene) dauert es wohl ein- bis eineinhalb Stunden, bis sich die Nerven zur Ruhe gesetzt haben. Dann eine kräftige Wurstsemmel und alles ist wieder in Ordnung. Wenn Charley oder irgendeiner seiner Freunde gewonnen haben, so ist das Gefühl folgendes: Schadenfroh über die Verspieler, ablaufendes Schwitzen, Zittern vor Freude, überhaupt wenn ich bei einem solchen Stück auf die kleine Seite gehen muß. Zittern vor Freude bis wieder ein Leid kommt, dann ist die Freude wieder aus."

Die Erfahrung hat ihn gelehrt, daß die erlebten Sensationen stärker werden, wenn er auf die kleine Seite gehen muß. Beim Lesen steigert sich der Drang; Erich ähnelt einem kleinen Kinde, das von einem Bein auf das andere hüpft und dabei beteuert: Ich muß nicht, ich muß nicht! Und er kann dann auch gar nicht, muß ein bißchen warten: „Ich muß ein bißchen warten, bis ich orentieren (= urinieren) kann. Oft spüre ich ein Brennen in der Ausleitung der Harnblase." Erhöhtes Zittern, stärkeren Schweißausbruch, erhöhte Lustgefühle verursachen auch die Unterbrechung des Leseaktes im geeigneten Augenblick, sie läßt ihn erschrecken, chokartig erfaßt ihn „das ganze Thema eines Leides": „Weil mir das ganze Thema eines Leides wieder unwillkürlich einfällt, ich es mir viel besser vorstellen kann, wobei ich noch mehr schwitze als vorher. Wenn ich in vollständiger Ruhe bin, so stelle ich mir das Gelesene viel besser vor, weil ich doch beim Lesen die Gedanken beisammen haben muß und wenn ich sehr lang lese, so bin ich zerstreut." Diesem Besser-Vorstellen frönt er recht häufig. Bei vollständiger Ruhe tauchen die Personen vor seinen Augen auf, er sieht und erlebt alles zum Greifen genau. Am Abend, „wenn kein Lärm ist", gibt er sich seinen Träumereien hin und am Morgen gleich nach dem Erwachen. In seinem Bett türmt er Federbett und Kissen zu Hochgebirgen auf oder benutzt sie als Reittiere, schleicht sich an den Feind heran usw. Dies alles ist für ihn sehr aufregend, er muß schlau zu Werke gehen, denn da er kein eigenes Zimmer hat, könnte ihn sein älterer Bruder, der mit ihm die Schlafkammer teilt, bei seinen Spielereien leicht ertappen und für „verrückt" halten. Auch muß sich alles recht schnell abspielen, dabei leisten ihm seine Aufzeichnungen, die er ja alle im Kopfe hat, gute Dienste. Das Lesen und Wiederlesen der festgehaltenen Stellen stellt stets eine Quelle der Lust dar und macht ihn bald unabhängig und frei von der Vorlage, während das Lesen des zusammenhängenden Stückes zum Teil das Hineinphantasieren beeinträchtigt. Die Gefahr des Ertapptwerdens umlauert Erich ständig und außerdem lastet auf seinem Tun der Fluch väterlicher Onanieverbote, die ihm in Fleisch und und Blut übergegangen sind, er braucht eine kräftige Wurstsemmel, um alles wieder in Ordnung zu bringen: „Ich fühle mich nämlich bedeutend schwächer als vor dem Lesen. Eigentlich glaube ich, daß ich krank werden könnte, aber nur dann, wenn ich zu viel lese, daß ich ein Narr werde. Wenn ich nach

dem Lesen etwas esse, fühle ich mich nicht mehr so unruhig (beunruhigt), ich fühle mich, ganz ehrlich gesagt, geistig stärker."

Erich ist kein „Rollwagerlfahrer" (mehr), d. h. er hat die manuelle Betätigung am Gliede aufgegeben, aber es dauert bei ihm „wohl 1—1½ Stunden, bis sich die Nerven zu Ruhe gesetzt haben". Er verausgabt sich, fühlt sich nach dem Lesen schwächer als vorher, sieht sich auf dem besten Wege ins Irrenhaus. Er ist kein Rollwagerlfahrer und doch ein schuldbeladener Mensch und wenn noch irgendwie Rettung vor einer drohenden körperlichen und geistigen Auszehrung möglich ist, so liegt sie für ihn unbedingt im vielen Essen und Erich ist ein kleiner Vielfraß, der alles verschlingt: „Da kann ich mich prahlen, denn man muß essen, was man bekommt. Manche sagen zu ihren Eltern: Das mag ich nicht. Ihnen gehören statt des Essens Prügel!"

Aber unter den Qualen, die Erich Dschiahur zubedacht hat, finden wir an erster Stelle, gleichsam als Vorbedingung: „Er hätte zuerst einmal gut zu essen bekommen sollen, daß er beim Martern sehr stark ist." Vorauseilend soll gleich hier angeführt werden, daß das viele Essen auch Erich stark machen soll, die Marter der Selbstbestrafung in Form der Nervenzerrüttung recht lange zu ertragen, auch Erich soll beim Martern sehr stark sein, denn Strafe muß sein und beim Lesen identifiziert er sich stets mit jenen Helden, denen etwas zuleide getan wird. So wird er zu Charley, Halef, Omar, Bob, Turnerstick, und sein größter Wunsch auf Erden wäre, „ein Gewehr, zwei Revolver, ein Messer, einen Lasso, Munition, einen Rappen samt Sattel und einige Freunde zu haben und dann auf nach Indien!" Ja, in Indien könnte er seine sado-masochistischen Phantasien in Wirklichkeit umsetzen, könnte seinen Trieben freien Lauf lassen. Hier fühlt er sich nicht wohl, Gebote all überall, er sieht keine Möglichkeit sich durchzusetzen, waffenlos wie er ist. Er fühlt sich beengt, eine Unsicherheit beherrscht ihn und so zieht er sich zurück in sein Buch und lebt in seiner Phantasie in einem glücklicheren Land, wo sich all das ereignet, was seine Brust durchbebt. Die ersehnten Waffen sollen ihn aber nicht etwa vor allen Gefahren bewahren, sie haben vielmehr den Zweck, die Dauer seines Leidens zu verlängern; er will sich verteidigen, im offenen Männerstreit Wunden empfangen, ja er will gerade durch tapfere Gegenwehr seine Gegner reizen, von denen er erwartet, daß sie ihn durch Hinterlist besiegen, seiner Waffen berauben, an einen Baum binden und ihn so zum Augenzeugen machen, wie seine Freunde nach und nach fallen. Die Vorstellung, daß er selbst kampfunfähig ist und zusehen muß, wie seine Freunde unter entsetzlichen Martern nach und nach fallen, regt ihn mehr auf als die Vorstellung eigener Schmerzen und Qualen: „Das ist das schwerste, zuschauen zu müssen." Aber in der schwersten Strafe scheint neben dem sadistischen Sich-Weiden an den Qualen der armen Opfer auch ein Stück Erlösung zu liegen, denn wer sind seine Freunde, die er in der neuen Welt mitverfolgt wissen will? Sie bilden mit Erich eine Einheit, ein Geist beseelt sie, sie gehören zu ihm, sind Fleisch von seinem Fleich, sie sind aber auch um kein Haar besser als er und den Tod, den sie erleiden müssen, erleiden sie an Erichs statt. Erich ist tot, es lebe Erich!

So ist es in Indien, bzw. beim Lesen schöner Geschichten, im grauen Alltag freilich nicht einmal beim Raufen: „Wenn mir einer beim Raufen viel Widerstand gibt, da bekomme ich einen Zorn, schwitzen tue ich, ich ringe. Mir ist es lieber, wenn einer mir über ist, also stärker ist als ich, dann kann ihn meine Kraft am besten bearbeiten, ich kann die Kraft überschwingen lassen und mir kommt vor, als würde ich jeden niederringen, und zwar mit einem Chinesengriff, den ich bei den Jugendlichen gelernt habe und mit dem ich schon einen hübsch starken Jungen niedersausen lasse, daß ihm die Zähne scheppern, dem Kerl! Aber wenn mich einer von hinten angeht, bei dem kenne ich keinen Pardon. So einem feigen Kerl werde ich es heimzahlen, daß er sein ganzes Leben an mich denkt oder ich an ihn." Aber es kommt ihm nur so vor, denn in seinem realen Verhalten spielt Erich, obwohl er für sein Alter sehr kräftig ist, eine mehr feig passive Rolle. Er wird wohl sehr oft durchgebleut, aber nicht befriedigt und zieht sich enttäuscht zurück.

Vollends versagt er im Kampfe mit seinem Vater. Heftige Ausfälle gegen seine Person kennzeichnen die feindliche Einstellung. Sein Vater ist an dem ganzen Jammer schuld. Alles Schlechte, das er an seinem Vater sieht, greift er begierig auf, freut sich teuflisch über das Gerede der Leute, die verschiedenes munkeln und am Vater kein gutes Haar lassen und kommt doch nicht so weit, seinen Vater derart zu entwerten, daß es sich nicht lohnte, sich mit seiner Person zu beschäftigen, sich über ihn zu ärgern und — sich vor sich selbst reinzuwaschen. Erich, der selbst seinem Vater hinterlistig manch Schnippchen schlug, erhebt gegen ihn den schweren Vorwurf, hinterlistig zu sein. Erichs Vater liebte es, seinen Sohn aus dem „Hinterhalte" zu belauschen, um ihn auf frischer Tat zu ertappen, tauchte dann ganz überraschend auf, um ihm ein Kopfstück oder eine kräftige Ohrfeige zu versetzen. Besonders wenn er ein bisserl „gespritzt" (angeheitert) war, konnte er ihn derart bis aufs Blut quälen. Auch durch schrille Pfiffe und plötzliches Anschreien pflegte er ihn zu erschrecken. Immer mußte Erich auf einen „hinterlistigen" Angriff gefaßt sein, denn der Vater folgte ihm sogar aufs Klosett und trat einmal, als Erich seiner Meinung nach zu lange draußen verweilte, kurz entschlossen die Türe ein. Gar oft war Erich so zu Mute wie den gefangenen Feinden, auf die die Augen des Richters zornig niederblickten. Herr St. schien seinen Sohn zu kennen, sein Wüten scheint sich vor allem gegen die Onanie zu richten, die er durch ständiges Überwachen und durch Hiebe vertreiben wollte. Der Vater kann sich freuen, Erich ist kein Rollwagerlfahrer! Aber seine Aktivität ist unterbunden, sein Vater hat ihn in die passiv masochistische Einstellung gedrängt, hat ihn buchstäblich gelehrt, aus jeder Angstsituation Lust zu ziehen. Masochistische Lust empfindet Erich nun beim Lesen, wenn sich der Held auf die Lauer legt und in Gefahr ist, entdeckt zu werden, wenn plötzlich Türen aufspringen, überhaupt, wenn vom Beschleichen und Belauschen die Rede ist und weiter verschafft er sich auch die gleiche Lust in der Schule durch seine Schreckhaftigkeit. Wenn er plötzlich aufgerufen wird, ist er außerstande, die einfachsten Fragen zu beantworten, Gelerntes herzusagen. Er scheint dann schrecklich ver-

wirrt, bleibt vollkommen stumm und schaut entgeistert drein. Glühende Röte bedeckt das Gesicht des „ertappten" Bösewichts. Dabei weiß er genau, daß man in der Regel gerade dann plötzlich aufgerufen wird, wenn man in die Luft schaut oder tändelt, und er tändelt sehr häufig, denn dadurch verschafft er sich ja das süße Gefühl des Erschreckens: „Ich werde rot bis hinter die Ohren und gleich muß ich auf die kleine Seite gehen. Ich bin ganz verwirrt, zittere wie ein Laubfrosch. (Es wird mir) bald heiß, bald kalt und die Zähne klappern mir, daß ich nicht gescheit sprechen kann." Das Tändeln verursacht ein Versagen, dem Versagen folgt ein Verweis oder eine noch strengere Bestrafung und dies kommt wieder seinem Straf- und Sühnebedürfnis zugute und kann unbewußt als Bestrafung für „heimliche Sünden" verbucht werden.

Ferner wissen wir, daß sexuelle Erregung durch Angst auf das Belauschen des Geschlechtsaktes der Eltern, der als sadistischer Gewaltakt aufgefaßt wird, zurückgehen kann. Erich hat oft den Geschlechtsverkehr seiner Eltern belauscht, wenn man bei den Verhältnissen, die in dieser Famile herrschen, überhaupt von einem belauschen reden kann, denn wenn der Vater einen Rausch hatte, prügelte er die Mutter, ging nachher ins Zimmer und schrie: „No, weißt nicht, was sich gehört? Bist mein Weib oder nicht? Soll ich dich leicht holen?" Und die Mutter ging weinend zu ihm hinein, um ihn zu „besänftigen". Freilich weiß Erich heute ganz genau, was der Vater von der Mutter wollte, doch die Hiebe scheinen ihm immer zur Sache gehörig, die brutale Überwältigung bildet den Auftakt.

Hiebe sind Vermittler der Wehlust und in der Erziehung sparte der Vater den Stock nicht: „Vom Vater wurde ich sehr streng erzogen, die Mutter, die mitleidige, hielt mir immer die Stange. Wenn mich mein Vater einmal in den Händen hatte, da konnte ich schon zappeln, da half alles nichts. Kein Bitten half bei meinem Vater. Wenn er mich bei der Hand nahm und mit mir ging, fühlte ich ein Brausen und Klingen im ganzen Körper und es war so, als wenn ich ein Stück größer und kleiner werden möchte und ein momentaner Schweiß trat auf. Aber das muß ich sagen, er schlug mich mit (dem Stock) nur auf den Hintern, aber dafür nervig. Und sonderbar, wenn er den Stecken hob, mußte ich auf die kleine Seite gehen, auch wenn ich vor dem Prügeln schon war, mußte ich viel länger (war der Drang noch größer). Nach den Hieben machte ich einen festen erholenden Atemzug, der mich vollends auffrischte. Aber die Hiebe spürte ich zwei bis drei Tage."

Solche Sensationen erlebte Erich beim Geschlagenwerden und dadurch wurde sein Masochismus fixiert. Den Hieben folgt ein fester, erholender Atemzug, der Erich vollends auffrischt. Die empfangene „nervige" Strafe bringt Erich eine innere Erleichterung, sie rechtfertigt nämlich die Haßregungen und Todeswünsche gegen den Vater und lullt so seine Schuldgefühle wenigstens vorübergehend ein. Aber die Erleichterung ist wirklich nur vorübergehend, denn die Todeswünsche beherrschen ihn so gewaltig, daß es ihm unmöglich wird, durch ein Hilfsmittel, die strenge Bestrafung, sein Über-Ich vollkommen zu befriedigen.

Seine Haßregungen und Todeswünsche, aber auch den Kampf zwischen Ich

und Über-Ich finden wir in folgenden Äußerungen: „Ich war zirka fünf Jahre alt, als ich mit meiner Mutter nach Hause ging. Da kam er und schleuderte mich an das eiserne Tor beim Friseur B. in P. neben dem Hotel Hübner. Meine Mutter wollte mich aufheben und bekam eine Ohrfeige, daß sie neben mir auf dem Boden lag. Ah, schrecklich! Wäre ich stärker gewesen als damals, ich wäre vielleicht Vatermörder geworden. Und warum? Weil ich meine Mutter in Schutz genommen hätte . . . Manchmal bekam ich so einen Zorn, daß ich ihm gleich das Messer acht Zoll in den Leib gestoßen hätte. Vielleicht hätte mich das böse Gewissen dazu verleitet, aber eine unsichtbare Hand riß mir dann, ich meine bei einem Gewaltakt, den tödlichen Stoß weg. Diesen Haß mußte ich durch schwere Arbeiten im Schweiße meines Angesichts verwischen. Ganz nahe stand ich, das Flobertgewehr in der Hand, zum Abdrücken bereit. Die todbringende Kugel steckte im Lauf. Mein Vater kam, ich wollte zielen, aber es war vorbei. Ich zitterte, mich gruselte, ich bekam keinen Atem. Langsam machte ich den Verschluß auf und sah die todbringende Kugel. Ein einziger Druck und ich hätte Vatermörder werden können . . . Ich liebte meinen Vater aus ganzem Herzen, aber da ich dieses und jenes von anderen über ihn hören mußte, war es mit der väterlichen Liebe aus. Schluß! Einmal bekam er so viele Schläge, daß er liegenblieb. Bravo, das lasse ich mir gefallen! Dann hatte er einmal eine Gerichtsverhandlung wegen Übertretung des Waffenpatents. Wieder eine (Strafe), bravo! Was auch zu diesen netten Geschichten beigetragen hat, war der Säuferwahnsinn. Dies trug auch viel zu seinem Kehlkopfkrebs bei. Der Alkohol und der Krieg, das war der Anfang. Doch die drei Jahre, die er gelitten hat, haben seine Sünden noch nicht eingebracht (nicht gut gemacht). Ein richtiges Urteil hätte ich fällen sollen, und zwar: Einen lebenslänglichen Krebs von zirka zwanzig bis dreißig Jahren! So bin ich, ja oder nein?“

Ja oder nein, das ist die Frage. Skrupellos ist Erich nicht. Er liebte den Vater aus ganzem Herzen und lernte den Mann, der sich zwischen ihn und die Mutter stellte, der die Mutter mit einer Ohrfeige zu Boden streckte, tödlich hassen. Die Mutter, die mitleidige, hielt ihm immer die Stange, sie wehrte die Schläge von ihm ab, sie tröstete ihn. Sie litt ja auch unter der brutalen Gewalt dieses Mannes, der sie verprügelte und dann als sein Weib begehrte und Erich in ohnmächtiger Wut stehen ließ. Damals stand Erich hart am Abgrund, er wäre zum Vatermörder geworden. Und warum? Weil er die Mutter in Schutz genommen hätte. Aber Gott sei Dank, er war viel zu schwach, damals und auch später, wenn die Gefahr groß war, Ödipus zu werden. Es war ja nur sein „böses Gewissen“, es waren ja nur seine bösen Triebe, die dem Haß freien Lauf ließen. Eine „unsichtbare Hand“ aber, sein „gutes Gewissen“, sein Über-Ich, riß ihm jedoch dann den tödlichen Stoß weg und hieß ihn, den Zorn durch schwere Arbeiten im Schweiße seines Angesichts zu verwischen, den Haß durch Liebe zu kompensieren. Eine Riesenarbeit, denn auch gelegentliche Haßregungen sind verpönt, auch ein Bravo, wenn andere, die irdische Gerechtigkeit der Gerichte mit eingeschlossen, dem Vater etwas zuleide tun, ist verboten. Das „gute Gewissen“ registriert alles nur zu gewissenhaft und das

Schuldkonto wächst weiter. Wo noch dazu ungünstige Verhältnisse herrschen, nützt es auch nichts, wenn der Sohn die Aggression, die dem Vater gilt, gegen sich selbst wendet, zum „Leider und Dulder" wird, denn die erduldete Strafe befriedigt wohl den Masochismus, beruhigt aber nur das Schuldgefühl, ohne es aus der Welt zu schaffen.

Durch seine übermäßige Strenge, sein sinnloses Wüten hat Herr St. seinen Sohn aus seinem seelischen Gleichgewicht gerissen und es ihm unmöglich gemacht, mit seinem „bösen Gewissen" fertig zu werden. Jede Prügelszene verstärkte den Haß, verursachte eine Reaktivierung der Todeswünsche, die letzten Endes dem Ödipuskomplex entspringen, jede Prügelszene macht Erich aufs neue zum Vatermörder und brachte eine Verstärkung seiner Schuldgefühle. Und Erichs Vater tat noch ein übriges, er starb: „Diesen Tag werde ich bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen. Es ging vom 15. bis 16. Februar eine Szene ab, die man nicht beschreiben soll (= kann). Mein Vater hatte den Kehlkopfkrebs, das ist eine unheilbare Krankheit. Er mußte alle vierzehn Tage nach Wien fahren, um eine paarstündige Verlängerung seines Lebens zu erhalten. Ein Glück für uns, daß er noch immer auf Hoffnung rechnete (auf Genesung hoffte). Den letzten Tag hatten wir einen bösen Kampf. Wir mußten nämlich alles aus dem Zimmer tragen außer seinem Bett, da er aufstand und das nächstbeste Stück ergriff, um es einem hinaufzuwerfen. Um drei Uhr in der Nacht holte mein Bruder zwei Männer, die ihn dann mit starker Anstrengung bändigten. — Sie mußten ihn sogar an einen Sessel anbinden, bis er in vollständiger Ruhe um 7 Uhr früh von der Welt geschieden ist. —

Es war ein böser Kampf. Der todkranke Vater war stärker als zwei Männer, die ihn durch Hinterlist, einer stellte ihm nämlich das „Fußerl", zu Fall bringen konnten. Gefesselt, seiner Freiheit vollkommen beraubt, machtlos, so mußte der Vater den Tod erwarten und Erich war auch dabei. Da lag nun der gewaltige Gegner vernichtet und Erich war frei. Aber mit dem gewaltigen Gegner war auch der Vater dahingegangen, der sonderbare Mensch, der, wenn er keinen „Affen" (Rausch) hatte, doch lieb sein konnte: „Sechs bis acht Wochen trank er keinen Tropfen Wein, überhaupt keinen Alkohol und dann soff er bis zur Bewußtlosigkeit. Ein sonderbarer Mensch! Wenn er keinen Affen hatte, so grauste ihm vor den besoffenen Menschen. Er gab ihnen Lehren und sagte immer, er meine es gut mit ihnen. Wenn er keinen Rausch hatte, war ich ein Engel, konnte alles haben und mir kaufen." „Wohl wahr, der Vater starb an Krebs, er starb an einer unheilbaren Krankheit, aber Erich ist mitschuldig an seinem Tod. Seine Todeswünsche sind in Erfüllung gegangen und deshalb kann er sich nicht seiner Freiheit freuen. Drei Jahre nach dem Tode seines Vaters ist er noch keineswegs mit ihm und seinem Über-Ich ausgesöhnt. Ach, könnte er doch ein richtiges Urteil fällen, könnte er doch den lebenslänglichen Krebs von zirka zwanzig bis dreißig Jahren über seinen Vater verhängen! Dann hätte er Gelegenheit, noch zwanzig bis dreißig Jahre ein Kind zu bleiben, die strenge Hand seines Vaters zu fühlen, nervige Schläge einzustecken, erleichtert aufzuatmen und alles möchte beim alten bleiben. Der Vater ist tot und Erich

ist ganz verlassen. Erich erlebt Stunden, wo seine Liebe zum verstorbenen Vater mit Allgewalt durchbricht, eine große Liebe, die ihn befähigen könnte, für den „Ermordeten" auf Leben und Tod zu kämpfen.

Erich kann ohne Vater nicht leben, er braucht einen Vater oder wenigstens einen Vaterersatz und so verfällt er in seinen Träumen und Phantasien auf einen berüchtigten Trunkenbold, Herrn K.: „Mir träumte jetzt schon öfter von einem gewissen Herrn K. Er kam mir als Messerheld entgegen. Vielleicht komme ich wirklich in seine Hände. Ich stelle mir ihn (am Abend im Bette) phantastisch (= in der Phantasie) vor und rede mit ihm in Gedanken, studiere seine Eigenschaften und möchte mit seinem vollen Lebensbilde einschlafen, um vielleicht aus dem Traume etwas Näheres zu erfahren." Und er hat auch schon manches aus den Träumen erfahren, er war schon im Traume mit Herrn K. im Kino und dann auf dem Klosett, wo ihn K. mit einem Revolver bedrohte. Sein Vater „flog mit einem Weib von der Holzschleifen, einer Mordshur, um, kaufte ihr in Wien ein kleines Büfett und trieb mit ihr alle möglichen Tanz, die ihm nur einfielen" — und doch hätte es der Vater nicht nötig gehabt, er hätte ja mit Erich „alle möglichen Tanz" treiben können. Wird K., wenn einmal Erich wirklich in seine Hände kommt, wenn er mit ihm aufs Klosett geht, noch einen Schritt weitergehen und das nachholen, was Herr St. versäumte?

Erichs Einstellung zu K. ist ambivalent, er fürchtet, in seine Hände zu fallen und sehnt sich gleichzeitig darnach, er haßt ihn, bewundert aber seine Kühnheit, seine Stärke und noch etwas: K. ist ein Mann, der „mit keinem Weib von der Holzschleifen herumfliegt, der keiner weiblichen Person zu nahe tritt, der auf alle Weiber pfeift". Wie interessant muß doch das volle Lebensbild dieses Mannes sein! Nicht eher wird Erich seine Eigenschaften „ausstudiert" haben, bis er wirklich in seine Hände kommt. Der Gedanke allein ist für ihn schaudererregend: „Ich werde mit ihm kämpfen müssen. Ein Zittern, ein Gruseln. Kalter Schweiß rinnt mir über den Rücken, ich werde schwindlig und falle in Ohnmacht." Dann werden Erich und K. am Ziele sein und Erichs hilflose Ergebenheit wird K.s Zorn besänftigen. Für Mädchen hat Erich nichts übrig: „Ich sage so, Männer zu Männern, Weiber zu Weibern. Mit Mädchen ist nichts los, sie verdrehen nur den Burschen die Köpfe, und ich kenne Mädchen, vor denen mir graust. Von einer Frau lasse ich mich überhaupt nicht martern." Auch Erich pfeift auf die Weiber, Männer sollen ihn unterwerfen, Männer sollen ihn besitzen. Diese Feststellung ist für die Vervollständigung und richtige Beurteilung des Bedürfnisses, sich in die Personen Charley, Halef, Omar, Bob, Turnerstick und alle Freunde Charleys, denen etwas zuleide getan wird, einzufühlen, nicht unwichtig.

Dschiahur können wir als Repräsentanten des Vaters ansehen und den Kampf mit ihm als Kampf des unterdrückten Sohnes gegen den Vater, aus dem der Sohn siegreich hervorgeht. Aber darüber hinaus wird der Sohn zu einem gar strengen Richter, zum Vater selbst. Erichs Sadismus kommt zum Durchbruch und heischt eine langsame, ungemein qualvolle Vernichtung Dschiahurs, der viele Menschenleben auf dem Gewissen hat. Auf Dschiahur schiebt er alles, was

seinem eigenen Strafbedürfnis entspricht: „Das Bild schwebt mir vor, martern! Wenn ich nur zuschaue (mir alles vorstelle), so spüre ich alles, wie wenn ich an seiner Stelle wäre. Ich zittere für ihn, wenn er sich am Pfahl windet, winde ich mich mit und ringe mit dem Atem."

So ist Erich, „der den Vater in den Tod gewünscht hat", Henker und Opfer zugleich, und die Dschiahur diktierten Strafen sind seine Strafe. Aufregende Stellen in den bevorzugten Geschichten kommen nicht nur seinen sado-masochistischen Impulsen entgegen, Erich büßt auch mit den gemarterten Personen seine eigenen Sünden ab, ihre Qualen sind seine Strafe und seine Lust zugleich.

BERICHTE

Bücher

ALEX. WEDDING, Ede und Eunku. Ein Roman für Jungen und Mädchen. Malik-Verlag, Berlin. 208 Seiten. Mit 9 Bildern. Halbleinenband, Mk. 3·75.

Dieser Roman für Kinder wird das Interesse psychoanalytischer Pädagogen schon deshalb erwecken, weil er ein wenig an die Technik der Darstellung von Joyce erinnert, die Menschen in ihrem Milieu so handeln und sprechen zu lassen, wie sie es wirklich im Alltag, zu Haus, auf der Straße, bei Arbeit und Spiel tun. Hier ist ein Stück Wirklichkeit aus dem Proletarierleben Berlins geschildert unter bewußter Betonung der sozialen und politischen Konflikte, ein interessanter massenpsychologischer Ausschnitt aus der konfliktvollen Realität des Arbeiterkindes. Wenn der Kinderroman die beiderseitige Isolierung von Kind und Erwachsenen verringern und beiden ein Stück Welt des anderen aufhellen soll, so ist dieser erste Versuch Weddings geglückt.

Meng

„Die Angst der Psychopathen", Religion und Seelenleiden. Bd. VII, Vorträge der siebenten Sondertagung des kath. Akad. Verbands in Kevelaer. Herausgegeben von W. BERGMANN. 1932. Liter. Inst. Haas & Grabherr, Augsburg. 213 Seiten, gebd.

Außer dem Herausgeber sind als Autoren vertreten Allers, Bopp, Christmann, Kapp und Krebs. Auf dem Glauben fußend, daß die Religion als Lehre übernatürlicher Wahrheiten die Therapie neurotischer Störungen in sich schließe und lediglich die Hilfsmittel der medizinischen Wissenschaft unter diesem Gesichtspunkt zu benützen habe, entwickeln Ärzte und Seelsorger ihre Anschauungen über die Entstehung der Angst und ihrer Bekämpfung. Im philosophischen Teil werden Kierkegaard und Heidegger stark herangezogen. Die Psychoanalyse wird besonders von Kapp besprochen. Er betont, daß trotz aller Bedenklichkeiten der Lehre Freuds seine Forschungen uns unendlich in der Erkennung der menschlichen Seele weitergebracht hätten und weist die katholischen Publizisten an, die vor Freud übliche Unterschätzung der Sexualität zu korrigieren und ihr einen wesent-

lichen Platz in der Triebforschung und Neurosenforschung einzuräumen. Das Unbewußte im Freudschen Sinne wird abgelehnt und als Hauptfolgerung die Erkenntnis hingestellt, daß Angst dann eintrete, wenn der Einzelne in seiner Beziehung zum Ewigen bedroht sei. In der Therapie heißt es: „Wir heilen die Neurose und beseitigen die Angst, indem wir den Kranken in den Stand setzen, den Konflikt zu beheben; wir lassen ihn den Konflikt ehrlich schauen und helfen ihm, ihn zu überwinden und sich selbst wieder eine feste weltanschauliche Basis zu schaffen. Arzt und Seelsorger haben hier ein weites gemeinsames Feld der Arbeit, die vor allem von der vornehmen Achtung der beiderseitigen Wirkungsmöglichkeiten im Hinblick auf die ewigen Wahrheiten der Kirche getragen sein muß."

Linus Bopp beschäftigt sich besonders mit der kindlichen Angst. Er vermutet, daß das Kind von Natur aus ein starkes Sühnebedürfnis habe. Man müsse es achten und lenken, je nach Umständen mäßigen oder auch wecken. Er rät den katholischen Seelsorgern und Pädagogen, die Beichte zur Quelle des Freudeerlebnisses zu machen und behauptet, daß das Kind es fertigbrächte, alles das restlos zu vergessen, was ihm bisher eine Quelle der Angst gewesen sei.

Wer sich für die katholische Pädagogik, soweit sie Fühlung mit modernen psychologischen Bestrebungen nimmt, interessiert, wird in dem kleinen Werk manches Interessante finden. Von Bedeutung wäre es aber, wenn die Autoren sich auch unterrichten ließen, über die Wirkung der Beichte bei Individuen, die später in der Analyse die Erlebnisse ihrer Kindheit durcharbeiten! Meng

---

VI. Tagung der Heilpädagogischen Gesellschaft für Nordwestdeutschland. Am 7. und 8. Oktober d. J. findet die VI. Tagung der Heilpädagogischen Gesellschaft für Nordwestdeutschland in Kiel statt. Das Thema der Tagung heißt: „Beiträge zur psychologischen Fundierung der Heilpädagogik." Anmeldungen sind bis zum 30. August d. J. an Dr. Gustav Nass, Kiel, Moltkestraße 52, zu richten.

In zweiter, vermehrter Auflage erschien:

Einführung in die Technik der Kinderanalyse

Vorträge am Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung

Von

Anna Freud

Inhalt: I) Die Einleitung der Kinderanalyse — II) Die Mittel der Kinderanalyse — III) Die Rolle der Übertragung in der Kinderanalyse — IV) Das Verhältnis der Kinderanalyse zur Erziehung — Anhang: Zur Theorie der Kinderanalyse

Geheftet M. 2.70, Ganzleinen M. 4.—

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien, I

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11. — Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien VI, Köstlergasse 7. Druck von Emil M. Engel, Druckerei und Verlagsanstalt, Wien I, In der Börse.

SONDERHEFTE
der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

	Mark
„Sexuelle Aufklärung" (= I. Jg., Heft 7-8-9)	2.50
„Onanie" (= II. Jg., Heft 4-5-6)	2.50
„Stottern" (= II. Jg., Heft 11-12)	2.—
„Nacktheit" (= II. Jg., Heft 2-3)	2.—
„Die Kindheit eines Proletariermädchens" (= II. Jg., Heft 5-6)	2.—
„Selbstmord" (= III. Jg., Heft 11-12-13)	3.—
„Intellektuelle Hemmungen" (= IV. Jg., Heft 11-12)	2.—
Richard Sterba: „Einführung in die psychoanalytische Libidolehre" (= V. Jg., Heft 2-3)	2.—
„Menstruation" (= V. Jg., Heft 5-6)	2.—
„Strafen" (= V. Jg., Heft 8-9)	2.—
Marie Bonaparte: „Die Sexualität des Kindes und die Neurosen der Erwachsenen" (= V. Jg., Heft 10)	1.—
Alice Bálint: „Psychoanalyse des Kinderzimmers" (= VI. Jg., Heft 2-3)	2.—

Demnächst erscheinen:

Erziehungsberatung — Die Angst des Kindes — Psychoanalytische Heilpädagogik im Kindergarten

Psychoanalytische Literatur zur Pädagogik

(Genaue Verzeichnisse und Prospekte werden auf Wunsch gerne kostenlos zugesandt)

PREISE IN REICHSMARK

August Aichhorn: **Verwahrloste Jugend.**
Die Psychoanalyse in der Fürsorgeerziehung. Mit einem Geleitwort von Sigm. Freud. Zweite Auflage. *Geh. 6.—, in Ganzleinen 8.—*

Siegfried Bernfeld: **Sisyphos** oder **Die Grenzen der Erziehung.**
Geh. 5.—, in Ganzleinen 6.50

Siegfried Bernfeld: **Vom Gemeinschaftsleben der Jugend.**
In Halbleinen 12.—

Siegfried Bernfeld: **Vom dichterischen Schaffen der Jugend.**
In Ganzleinen 15.—

Anna Freud: **Einführung in die Technik der Kinderanalyse.**
Zweite Auflage. *Geh. 2.70, in Ganzleinen 4.—*

G. H. Graber: **Die Ambivalenz des Kindes.**
In Halbleinen 5.—

Melanie Klein: **Die Psychoanalyse des Kindes.** (Ersch. Sept. 1932)
Geheftet ca. 10.—, Ganzleinen ca. 12.—

Oskar Pfister: **Elternfehler.** *Geb. 1.—*

Vera Schmidt: **Psychoanalytische Erziehung in Sowjetrußland.**
Geheftet 1.—

Nelly Wolffheim: **Psychoanalyse und Kindergarten.**
Geheftet 2.40, in Ganzleinen 4.—

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
Wien I, In der Börse

HIPPOKRATES-VERLAG G.M.B.H. STUTTGART/LEIPZIG

NEUERSCHEINUNG! NEUERSCHEINUNG!

DR. G. BAISSETTE

LEBEN UND LEHRE DES HIPPOKRATES

Deutsche Übertragung von Dr. Benno Hepner

Vorwort von Dr. Erwin Liek, Danzig

300 S., 4 Taf., steif kart. ca. RM 4.25, Ganzl. ca. RM 5.25

Eine in begeisternder Sprache und vorzüglichem Stil geschriebene Biographie des großen Hippokrates, in welche die wichtigsten Lehren der hippokratischen Schule, teils wörtlich wiedergegeben, teils geistig verarbeitet, eingeflochten sind. Die Biographie selbst baut auf den spärlichen Angaben auf, die in den hippokratischen Schriften enthalten sind, weiterhin auf den pseudohippokratischen Briefen und den vielen später entstandenen, z. T. sagenhaften Erzählungen, die an den Namen Hippokrates anknüpfen, also — Wahrheit und Dichtung. Die Pariser Fakultät hat dem Autor für dieses Buch die goldene Medaille verliehen, ein Zeichen, welch starke Beachtung man dieser lebensvoll gestalteten Biographie schenkte.

Hippokrates als Vorläufer der Psychoanalyse

Le Progrès Girique schreibt:

„Gaston Baissette veröffentlicht soeben über Hippokrates ein gut dokumentiertes Werk, dessen Lektüre sehr fesselnd ist. Wir werden hier dieses Buch, welches das Leben und das Werk des Vaters der Medizin so vollständig als möglich darstellt, nicht zergliedern. Wir werden einfach einige sehr merkwürdige Einzelheiten hervorheben, die erweisen, daß Hippokrates bereits eine Erkenntnis der psychoanalytischen Wissenschaft gehabt hatte."

Es folgt die Anführung der betreffenden Stellen des Buches, ganz besonders die bekannte Heilung des Königs Perdikkas von Mazedonien, die als eine wirkliche psychoanalytische Heilung anzusehen ist.

Leon Bernard, Prof. der Medic. Akademie:

„. . . Es ist das seltene Verdienst des Autors, „Hippokrates wiedergefunden" zu haben. Mit einem Schlage kann man jetzt das große Werk ermessen, das die Unwetter der Religion und Magie von der Medizin befreite, das die Fundamente unserer Wissenschaft legte, indem es die Methoden festsetzte, die ersten Wege urbar machte und gleichzeitig die Vorschriften, die Verpflichtungen und die Vorrechte unseres Standes formulierte . . ."

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, In der Börse

HIPPOKRATES-VERLAG G. M. B. H. STUTTGART/LEIPZIG

NEUERSCHEINUNG! NEUERSCHEINUNG!

DR. G. BAISSETTE

LEBEN UND LEHRE DES HIPPOKRATES

Deutsche Übertragung von Dr. Benno Hepner

Vorwort von Dr. Erwin Liek, Danzig

300 S., 4 Taf., steif kart. ca. RM 4.25, Ganzl. ca. RM 5.25

Eine in begeisternder Sprache und vorzüglichem Stil geschriebene Biographie des großen Hippokrates, in welche die wichtigsten Lehren der hippokratischen Schule, teils wörtlich wiedergegeben, teils geistig verarbeitet, eingeflochten sind. Die Biographie selbst baut auf den spärlichen Angaben auf, die in den hippokratischen Schriften enthalten sind, weiterhin auf den pseudohippokratischen Briefen und den vielen später entstandenen, z. T. sagenhaften Erzählungen, die an den Namen Hippokrates anknüpfen, also — Wahrheit und Dichtung. Die Pariser Fakultät hat dem Autor für dieses Buch die goldene Medaille verliehen, ein Zeichen, welch starke Beachtung man dieser lebensvoll gestalteten Biographie schenkte.

Hippokrates als Vorläufer der Psychoanalyse

Le Progrès Girique schreibt:

„Gaston Baissette veröffentlicht soeben über Hippokrates ein gut dokumentiertes Werk, dessen Lektüre sehr fesselnd ist. Wir werden hier dieses Buch, welches das Leben und das Werk des Vaters der Medizin so vollständig als möglich darstellt, nicht zergliedern. Wir werden einfach einige sehr merkwürdige Einzelheiten hervorheben, die erweisen, daß Hippokrates bereits eine Erkenntnis der psychoanalytischen Wissenschaft gehabt hatte."

Es folgt die Anführung der betreffenden Stellen des Buches, ganz besonders die bekannte Heilung des Königs Perdikkas von Mazedonien, die als eine wirkliche psychoanalytische Heilung anzusehen ist.

Leon Bernard, Prof. der Medic. Akademie:

„. . . Es ist das seltene Verdienst des Autors, „Hippokrates wiedergefunden" zu haben. Mit einem Schlage kann man jetzt das große Werk ermessen, das die Unwetter der Religion und Magie von der Medizin befreite, das die Fundamente unserer Wissenschaft legte, indem es die Methoden festsetzte, die ersten Wege urbar machte und gleichzeitig die Vorschriften, die Verpflichtungen und die Vorrechte unseres Standes formulierte . . ."

Zu beziehen durch:

Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien I, In der Börse

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, VI. Jg. (1932), Heft 7/8 (Juli—August)

VI. Jahrg. Juli – August 1932 Nr. 7/8

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Burlingham . . . . . Kinderanalyse und Mutter

Klein . . . . . Die Neurose des Kindes

Schmideberg . . . . . Aus Kinderanalysen

I) Nägelbeißen

II) Paradoxe Reaktion auf das Gestatten der Onanie

III) Die Wirkung elterlicher Konflikte auf das Kind

IV) Patienten, die keine Freundlichkeit vertragen

Hitschmann . . . . . Kindheitskonflikte und Homosexualität

Buxbaum . . . . . Analytische Bemerkungen zur Montessori-Methode

Mülhause-Vogeler . . Wohin führt die Nackterziehung?

Pipal . . . . . Beim Lesen schöner Geschichten

Berichte

Preis dieses Heftes Mark 2·—